

Verhandlungen
der gelehrten
Estnischen Gesellschaft
zu Dorpat.

Siebenter Band. — 1. Heft.

Dorpat, 1871.

Druck von Heinrich Kaufmann.

(In Commission bei Ed. Hoyer in Dorpat u. R. G. Adler in Leipzig.)

Gedruckt auf Verſägung der gelehrten eſniſchen Geſellſchaft.
Dorpat, den 31 März 1871. Leo Meyer, Präſident.
(Nr. 4.)

5: A 22540

1605

Zur Kenntniss der in Liv-, Est-, Kurland und einigen Nachbargenden aufgefundenen Steinwerk- zeuge heidnischer Vorzeit.

Mit einer Tafel.

Von C. Grewingk.

Kaum ist ein Lustrum vergangen, seit in den Schriften der gelehrten estnischen Gesellschaft (Nr. VI) der erste Versuch einer Darstellung des Steinalters der Ostseeprovinzen nebst angrenzenden Landstrichen gemacht wurde, und schon hat sich in dem bezeichneten Areal das Material an neuen Steingeräth-Funden dergestalt vermehrt, dass es zweckmässig erscheint, durch eine Uebersicht und Erörterung desselben, sowohl jene Beschreibungen und Auffassungen, als auch die Ergebnisse einer jüngst im Bande VI. Heft 1 u. 2 der Verhandlungen der estn. Gesellschaft erschienenen Arbeit über die heidnischen Gräber Litauens etc. und namentlich deren metallischen Inhalt, zu ergänzen.

An neuen Steingeräth-Funden wären in geographischer Anordnung und mit einer Zählung, die sich derjenigen im „Steinalter der Ostseeprovinzen, Dorpat 1865“ anschliesst, folgende zu verzeichnen.

Aus Kurland:

121. Steinbeil mit Schaftloch, aus nicht bestimmter Gebirgsart, nebst weberschifförmigem Stein (vgl. Steinalter Nr. 13) und Bronzesachen, aus einem Grabe bei Wensau, oberhalb Windau. Sitzungsberichte der kurländ. Gesellschaft für Literatur und Kunst 1867, S. 32.

122. Beil mit Schaftloch, aus Diorit, gefunden beim Graben des Mühlendamms von Ugale, zwischen Usmaiten- und Posen-See. A. a. O. 1867. S. 8.

123. Meissel aus Thonschiefer, von einem Felde bei Schleck's Abaushof, nördlich von der Abau-Mündung. Sitzungsber. der estn. Ges. 1865. S. 31. Hartmann, Vaterl. Museum zu Dorpat. C. II. 6.

124. Beil mit Schaftloch, aus Diorit, von der Abau-Mündung. Sitzungsber. d. estn. Ges. 1865. 26. und d. kurl. Ges. 1867. S. 8.

125. Meissel aus Feuerstein, von einem Felde bei Brink-Rünnen an der Abau. Sitzungsber. der kurl. Ges. 1868. S. 41.

126. 127. Zwei Beile mit Schaftloch, aus unbestimmtem Gestein, unter der Bezeichnung „inländische Grabalterthümer“ von Waldegalen, östlich von Brink-Rünnen. A. a. O.

128. Meissel aus bräunlichem Gestein mit schwarzen und rothen Einsprengungen, aus einem Grabhügel (Kreewa Kaps) bei Kandau. A. a. O. S. 44.

129. ³Beil mit Schaftloch, Gestein nicht bestimmt, aus einem Grabe bei Riddeldorf, nicht weit von Angern an der kurländischen Küste des Rig. Meerbusens. A. a. O. 1867. S. 32.

130. Beil mit Schaftloch, aus Diorit, von Grösen an der Windau, nahe der Grenze des Gouv. Kowno. Sitzungsber. d. estn. Ges. 1867. S. 25 und 1868. S. 7. Hartmann a. a. O. C. I. 20.

131~199. Sechszig guterhaltene und 9 zerbrochene weberschiff förmige Steine, „ziemlich aus demselben weisslichen Stein“. Von 11 genauer bestimmten Exemplaren bestanden 8 aus feinkörnigem Sandstein bis Quarzit, 2 aus granitischem Gestein und 1 aus grobkörnigem Quarz. Ferner 2 Schleifsteine aus Thonschiefer, beide an einem Ende durchbohrt. Aus der, wahrscheinlich von einem litauischen Stamme, im XIII. Jahrh. bei Dobelsberg im Kirchspiel Gross-Autz vergrabenen Niederlage von 1200 Gegenständen, unter welchen eiserne Waffen vorherrschen. Sitzungsber. d. kurl. Ges. 1869. S. 21, 26., 1870. S. 4. und heidn. Gräber Litauens. Dorpat 1870. S. 147. 162. 203.

200. Beil mit Schaftloch, aus Grünstein-Porphyr, von etwas roher Arbeit, gefunden, der Ueberlieferung nach, vor langer Zeit auf dem Pilskalns am Spareusee, im Gebiete des Krons-Gutes Neu-Sossau, im Kirchsp. Doblen. Sitzungsber.

d. kurld. Ges. 1866. S. 78. Noch gegenwärtig geht bei den Letten die Sage (Magazin der lett. liter. Ges. XIV. Stück II. S. 37), dass auf diesem Berge uralte Leute, ohne Glauben, gehaust und mit Steinhämmern Krieg geführt (ar akminu amarini) hätten.

201. 202. Beil mit Schaftloch, aus Grünstein-Porphyr, und ein Schleifstein aus Kieselschiefer, beim Pastorat Krons-Sessau ausgepflegt. S. R. d. kurld. Ges. 1866. S. 78.

203. Beil mit Schaftloch, aus Grünstein-Porphyr, von einem Felde bei der Forstet Krons-Sessau. A. a. O. 1868. S. 41.

204. Beil mit Schaftloch, aus Grünstein-Porphyr, bei Zirulischek im Kirchsp. Selburg des kurischen Oberlandes ausgepflegt. Sitzungsber. d. estn. Ges. 1865. 41, und Steinalter d. Ostseepro. S. 11. Nr. 43 u. 44, sowie Hartmann a. a. O. C. I. 24.

205. Feuerstein-Splitter mit Silber, aus einem Grabhügel bei Ilsenberg im Kirchsp. Nerft, nahe der Grenze des Govv. Kowno. Sitzungsber. d. estn. Ges. 1865. 44., Steinalter d. Ostseepro. S. 12. Nr. 46. und Hartmann a. a. O. C. III. 3.

206 — 278. Vierundsechzig verschiedene Steingeräthe, ins. besondere Beile mit Schaftloch und Meissel aus dioritischem Gestein sowie Schleifsteine, gesammelt im Umkreise einiger Meilen des Pastorates Lassen, westlich von Illuxt im kurischen Oberlande. Sitzungsber. d. kurld. Ges. 1869. S. 31. d. estn. Ges. 1869. S. 67., sowie die Beschreibung weiter unten und Fig. 8, 11 u. 12 der beiliegenden Tafel.

Vom Festlande Livlands.

280 — 304. Zwanzig und mehr Beile mit Schaftloch, unterhalb der Stromschnelle von Kokenhusen an der Düna, bei den Fischern daselbst als Netzbeschwerer bemerkt. C. Tyszkiewicz. O Kurhanach. Berlin 1868. S. 161.

305. Beil mit Schaftloch, aus Grünstein-Porphyr, gefunden an einem Pils-Kalns (Burgberg) bei Praulen, Kirchspiel Lasdohn, Kreis Wenden. Sitzungsber. d. estn. Ges. 1866. S. 30. und Hartmann, Vaterl. Museum C. I. 8.

306. Schleifstein aus Glimmerschiefer mit Loch zum Anhängen, aus einem Grabe mit Resten verbrannter Leichen und Eisengeräth bei Gross-Roop im Kr. Wolmar. S.B. d. estn. Ges. 1870. S. 28., Heide. Gräber Litauens. Dorpat 1870. S. 131 u. 216, und Hartmann a. a. O. C. IV. 5.

307. Beil mit Schaftloch, aus Grünstein-Porphyr, in 6' Tiefe beim Canal-Graben gefunden zu Ohlershof, Kirchspiel Rujen, Kr. Wolmar. S.B. d. estn. Ges. 1867. S. 29. und Hartmann a. a. O. C. I. 6.

308. Beil mit Schaftloch, aus Angit-Porphyr, kunstvoll hergestellt, gefunden 2' tief am Pedjabach bei Laisholm, Kreis Dorpat. S.B. d. estn. Ges. 1866. S. 24. und Hartmann a. a. O. C. I. 1.

309. Pfohlspitze aus Feuerstein, ebendaber. S.B. d. estn. Ges. wie früher und Hartmann a. a. O. C. III. 1.

Von der Insel Oesel.

310 – 312. Drei Beile mit Schaftloch; zwei aus Diorit und das dritte aus Sienit von Randefer. S.B. d. estn. Ges. 1866. S. 23 u. 30., Holzmayer, Kriegswesen der alten Oeseler. Arensb. 1867. S. 9. und Hartmann a. a. O. C. I. 13–15.

313. Beil mit Schaftloch, aus Diorit, von Pächel. S.B. d. estn. Ges. 1868. S. 7. und Hartmann a. a. O. C. I. 16.

314. Beil mit Schaftloch, aus Diorit, sehr gefällig und sauber bearbeitet, in der Form Nr. 107 (N-Estland) u. Nr. 84 (Gouv. Witebsk) des „Steinalters d. Ostseepr.“ ganz entsprechend. Gefunden 1 Werst vom Carmel'schen Burgberge. S.B. d. estn. Ges. 1863. S. 32 u. 44., Holzmayer a. a. O. S. 9. und Hartmann a. a. O. C. I. 12.

315. Meissel aus Grünstein-Porphyr, gefunden 2 Werst vom Peude'schen Burgberge. S.B. d. estn. Ges. 1867. S. 20. und Hartmann a. a. O. C. II. 5.

316. Meissel aus Thonschiefer, von Mustelhof. S.B. d. estn. Ges. 1869. S. 54. und Hartmann a. a. O. C. II. 4.

317. Schleifstein aus röthlichem, feinkörnigem Sandstein, von Piddul. S.B. d. estn. Ges. 1869. S. 54. und Hartmann a. a. O. C. IV. 7.

Von der Insel Moon.

318. Hälfte eines Beiles mit Schaftloch, aus Grünstein-Porphyr, ausgepflügt bei der Kirche von Moon mit Bronzesachen. S.B. d. estn. Ges. 1867. S. 20., Holzmayer a. a. O. S. 10. und Hartmann a. a. O. I. 10.

In der Nachbarschaft der Ostseeprovinzen ist zu dem im „Steinalter“ verzeichneten Material aus den Gouv. Kowno und Witebsk nicht viel Neues hinzugekommen. Ich habe mir daher erlaubt, behufs Erweiterung unserer Anschauungen hier auch die früher nicht behandelten Steinwerkzeuge der Gouv. Wilna und Minsk aufzunehmen.

Aus dem Gouv. Kowno.

319. Beil mit Schaftloch, aus Diorit, gefunden unterhalb der Stadt Kowno, beim Gute Rumänny, wo sich einst ein Haupt-Remove Schemailens (Lit. Gräber 1870. S. 83) befand. Hartmann a. a. O. C. I. 48.

320. Beil mit Schaftloch von nicht bestimmter Gährungsart, im Besitz des Oberlehrers Guaita zu Kowno, gefunden in der Vorstadt Alexoten, wo man die Reste eines angeblich der Göttin der Liebe „Alexota“ geweihten, aus Steinen hergestellten Opferplatzes bemerkt hat.

321. Beil mit Schaftloch und eingekratzten Linien auf einer Seite, aus Grünstein-Porphyr, vom Flässchen Jesse beim Gute Pojesse, 5 Werst südlich von Kowno. Hartmann a. a. O. C. I. 49.

322. Beil mit Schaftloch, aus Diorit, von der Schuscha beim Gute Polepie im Kreise Kowno. S.B. d. estn. Ges. 1868. S. 24. und Hartmann a. a. O. C. I. 47.

323. Meissel, einfacher, gefunden an einem Hügel beim Flecken Uzäni im Kreise Wilkomirz, wo Fürst Uteness im XII. Jahrhundert die Burg Utena erbante, von der sich noch Spuren erhielten. Tyszk. Rzut oka. Tab. VII. f. 1.

324. Kreuzförmiger, mit 4 abgerundeten, gleich langen Armen und in der Mitte mit Loch versener Stein, ausgepflügt bei Uzäni. Tyszk. Badania Tab. V. fig. 1.

325. Ein nicht geglättetes, sondern nur geschlagenes Stück Feuerstein, vom Gute Sawesha im Kreise Nowo-Alexan-

drowsk. S. Nr. 19 der anliegenden Tafel und Tyszk. Badania Tab. IV. fig. 5. Nach dem Catalog des Alterthums-Museums zu Wilna 1858. Nr. 1655 liegt Sawesha im benachbarten Kreise Swenzäni des Gouv. Wilna.

Anm. Zwei Meissel aus Samogitien werden ausserdem bei Tyszk. Rzut oka Tab. VI. fig. 8 u. 9 abgebildet und wird in Badania S. 80 von einem durchbohrten, in der Bearbeitung begriffenen Steinknopf von Uzäni gesprochen.

Aus dem Gouv. Wilna.

326. Meissel aus Feuerstein, gefunden bei Kernow an der Wilia, unterhalb Wilna. Tyszk. Rzut oka. Tab. IV. fig. 4.

327. 328. Zwei Beile mit Schaftloch, einfach gebaut (Steinalter fig. 2). Fundort bei Wilna. Rzut oka. Tab. VI. fig. 2 und 3.

329. Meissel aus Feuerstein, ausgeplüßt bei Wilna. Tyszk. Badania Tab. III. fig. 9.

330. Scheibe, durchbohrt, in der Mitte dick, am Rande scharf. Ebendaher. Tyszk. Rzut oka. Tab. VII. fig. 4 und fig. 20 der beiliegenden Tafel.

331. Beil mit Schaftloch, das in der Bearbeitung begriffen. Fundort bei der Kreisstadt Lida. Tyszk. Badania. Tab. IV. fig. 6 und fig. 9 der beiliegenden Tafel.

Aus dem Gouv. Witebsk.

332. 333. Beil mit Schaftloch und dabei ein Ring von Stein, gefunden bei Polotzk. Tyszk. Rzut oka. Tab. VIII. fig. 12, nach dem die Tafel erklärenden Text, doch unter dieser Nr. ein Meissel abgebildet, während Nr. 14 einen grösseren und kleineren Ring darstellt, etwa in Form der Servietten-Ringe. Vgl. fig. 23 der beiliegenden Tafel.

334. Beil mit Schaftloch, das sehr gut gebohrt ist. Am unteren Theile mit sorgfältig ausgearbeiteter Rinne oder Reifen versehen. Nach der Abbildung bei A. Sementowsky, Denkmäler des Alterthums im Gouv. Witebsk. Russisch. St. Petersburg 1867, mit Karte, S. 18., scheint es ein Querbeil zu sein, dessen Schneide senkrecht auf der Länge des Schaftloches steht. Länge 116 Mm. (4,5" Französis.), Breite an der Bahn 38,5 Mm. (1,5"), an der Schneide 54 Mm. (2,1"), Umfang in

der Mitte 206 Mm. (8,5"), Gewicht 412 Grammes (1 Pfd. 5 Sol.). Gefunden in dem vom Volke als Rognedin-Kurgan bezeichneten, auf einer Halbinsel zwischen der Mündung des Flüsschens Uschtscha, dem Drissa-See und dem Ausflusse der Drissa belegenen Hügel des Kreises Polotzk. Nach der Sage fielen hier im Kampfe und wurden bestattet Rogwolada und Agneda, d. h. Rogneda, von der aber bekannt ist, dass sie im J. 999 oder 1000 im Kloster zu Iasslaw starb. In diesem Hügel und im Drissa-See sollen Steinbeile und Keulen nicht selten vorkommen.

335. 336. Zwei Meissel (a. a. O. Abbildung S. 55), gefunden in 1½ Arschin Tiefe zwischen Menschenknochen, bei der Kreistadt Lepel.

337. Beil mit Schaftloch, aus Diorit, vom Flecken Ushatsch des Kreises Lepel. Catalog der ethn. Ausstellung zu Moskau 1867. Nr. 732.

338. Beil mit Schaftloch, sehr geschmackvoll und ganz entsprechend fig. 11 im „Steinalter“ gearbeitet. Fundort Gut Boczejkowie im Kr. Lepel, nach Tyszk. Badan. Tab. III. fig. 5.

Anm. Ein einfacher Meissel wird aus Polnisch Livland, ohne genauere Angabe des Fundortes, abgebildet bei Tyszk. Rzut oka Tab. VII. fig. 2. und enthält die Sammlung Eutenjew's (Schiefer, Bull. de l'Ac. des sc. de St. Pétersbourg. V. 555) ein Steinbeil aus dem Kreise Lepel.

In den Kreisen Lepel und Polotzk sollen (Sementowsky, Denkmäler S. 55 — 60) Steinbeile und Meissel häufig vorkommen. Der Bauer nennt sie Peruns-Pfeile (perunowtja strela) und hält sie für blitzableitend und heilkräftig. Die Meissel (Abbildg. S. 58) sind 2"—7" lang, nicht dick und an der Schneide breiter. Die Beile mit Schaftloch sind Gradbeile (Abbildg. S. 59 und die beiliegende Tafel fig. 4), unter welchen häufig solche vorkommen sollen, deren Bahn die Reste eines früheren Schaftloches (Abbildg. S. 60) zeigen. Eine durchbohrte Kugel mit 4 Knöpfen aus grauem Stein (Abbildg. S. 58 und fig. 22 der beiliegenden Tafel), von einem Felde des Gutes Beloje im Kreise Lepel, scheint ebenso wie ein scepterartiges Stück aus Porphyr (a. a. O. S. 58) neueren Ursprungs zu sein.

Aus dem Gouv. Minsk,

nach den Schriften der Grafen E. und C. Tyszkiewicz: *Rzut oka na Źródła archeologii krajowej*. Wilno 1842. 4^o mit 8 Taf. S. 38 — 40, ferner *Badania archeologiczne*. Wilno 1850. 8^o mit 5 Taf. S. 76 — 91, und *O kurhanach na Litwie i Rusi zachodniej*. Berlin 1868. Ein Band Text in 8^o und Atlas mit 16 Taf. in fol.

Kreis Borisow.

Hier kommen (nach C. Tyszk. *O kurhanach* S. 165 — 182 und Tab. XIV u. XV) Steinwerkzeuge sehr selten in Gräbern vor, meist auf Feldern, wo man sie auspflügt. Gewöhnlich bestehen sie aus Grünstein (Aphanit) wie Tab. XV. fig. 6; unter den Meisseln nicht wenige aus Feuerstein (Tab. XIV. fig. 5); Serpentin soll die Gebirgsart der eigenthümlich geformten Stempel oder Meissel, S. 175 u. Tab. XIV. fig. 2 — 4, oder fig. 16 bis 18 der beiliegenden Tafel, sein. Ausser diesen auffälligen Formen machen sich unter den übrigen, Tab. XIV u. XV, dargestellten, an den Nrn. 12, 14, 15, 22 einige kleine Formabänderungen bemerkbar, die aus unserem übrigen Areal nicht bekannt sind. Unvollendete Beile (Tab. XIV. fig. 8) und namentlich eines (Tab. XIV. fig. 9) mit unvollendetem Schaftloch oder angefangenem Bohrloch, kamen hier ebenso vor, wie ausgebohrte Schaftlochstücke (Tab. XIV. fig. 7 u. 10). Ausser den Tab. XIV. fig. 2 — 10 u. Tab. XV. fig. 11 — 22 abgebildeten und auf der beiliegenden Tafel in fig. 5, 10 u. 21 reproducirten, im Kreise Borisow gefundenen Steingeräthen, sind aus demselben Kreise als Exemplare mit genauer bekannten Fundörtern folgende zu verzeichnen:

339. Meissel, vor dem Rücken etwas eingezogen und gefällig geformt. *Rzut oka* VII. fig. 5 und fig. 13 der beiliegenden Tafel. Vom Dorfe Dziedzitowize in der Nähe eines alten Burgberges (Horodyszcze).

340. Meissel, Schneide bahnartig, nach hinten verjüngt. *Rzut oka* VII. fig. 7 und fig. 15 der beilieg. Tafel. Ebendaher.

341. Beil mit Schaftloch (wie fig. 2 im Steinalter) a. a. O. VII. 6. Ebendaher.

342. 343. Zwei Beilhälften mit Schneide und Theilen des Schaftloches. A. a. O. VII. fig. 8 u. 9. Ebendaher.

344. Scheibenartiger Knopf mit Loch in der Mitte, das in derselben Weise wie die Schaftlöcher der Beile gearbeitet ist. Solche Stücke erreichen 3" Durchmesser und in der Mitte 1" Dicke und zeichnet sich das in Rede stehende durch 4 Einschnitte am Rande aus. Tyszk. O kurhanach S. 180. Tab. XV. fig. 12. und fig. 21 der beiliegenden Tafel. Fundort wie früher.

345. Beil mit Schaftloch, an der Bahn mit dem Reste ($\frac{2}{3}$) eines alten Schaftloches. Badania III. fig. 3. Vom Dorfe Haniewicza.

346. Beilhälfte mit Rücken und halbem Schaftloch. A. a. O. III. fig. 4. Ebendaher.

347. Tafelartiges, ähnlich einem kleinen Schleifstein geformtes Stück. A. a. O. Tab. V. fig. 2. Ebendaher.

348. Beil, langes, mit Schaftloch, das nahe der Bahn liegt. Badania Tab. III. fig. 1. Ausgepflügt beim Dorfe Smolewicza.

349. Beilhälfte, mit Schneide und $\frac{3}{4}$ des Schaftloches. A. a. O. III. fig. 2. Ebendaher.

350. Meissel aus Feuerstein, aus dem Bette des Flusses Brodny. Badania III. fig. 8.

351. Scheibenartiger Knopf mit Loch, nach Badania S. 80 am Ufer des Flusses Brodny, nach der Erklärung zu Badania Tab. III. fig. 7 beim Dorfe Lady ausgepflügt. Bei Uzani (s. Nr. 323 u. 324) soll (Badania S. 80) ein gleiches unvollendetes Stück gefunden sein.

352. Schleifstein mit Vertiefung, in welcher die Steinbeile muthmaasslich angeschliffen wurden. Angeblich aus Granit. Vom Gute Petrolin. O kurhanach Tab. XIV. fig. 1 (entsprechend Worsaae Nordiske Oldsager fig. 35) und Catalog des Alterthums-Museums zu Wilna 1858. Nr. 1561 u. 1562.

Kreis Igamen.

353. Beil mit Schaftloch, von gewöhnlicher Form (wie fig. 2 im Steinalter). Fundort Igumen. Rzut oka Th. VI. fig. 10.

354. Beil, abgerundetes, ungewöhnlich gebaut und angeblich aus grauem Granit bestehend. Ausgegraben am Ufer der Beresina beim Gute Murawi. O kurhanach S. 162. Es befindet oder befand sich im Museum zu Wilna.

355. 356. Zwei Beile mit Schaftloch, von einfacher Form. Rzut oka Tab. VII. fig. 12 u. 14. Ausgepflegt beim Dorfe Boratyceze.

357. Beil mit Schaftloch, zwischen letzterem und der Bahn verjüngt. A. a. O. Tab. VII. fig. 11 und auf der beiliegenden Tafel fig. 3. Fundort wie früher.

358. Meissel, einfacher. A. a. O. VII. fig. 13. Ebendaher.

Kreis Minsk.

359. Meissel aus weissem Feuerstein, gut geschliffen, gefunden mit vier Aschenurnen von der Form der gewöhnlichen litauischen Graburnen in einem Steinkisten-Grab, beim Gute Sukow. Hier lag auf dem Hofsfelde ein grosser erraticher Block, unter welchem man, bei seiner zufälligen Entfernung, eine 4" dicke, 2' lange und fast ebenso breite, sorgfältig behauene Platte, aus schwarzer, in jener Gegend als Geschiebe nicht oder selten vorkommender Gebirgsart fand. Diese Platte bedeckte drei andere, ähnliche, im Rechteck aufgestellte Steinplatten, welchen ein roher, doch ebener Steinblock als Unterlage diente. Tyszk. O kurhanach S. 148.

360. Meissel, von der Form fig. 26 im Steinalter. Fundort bei Minsk. Rzut oka Tab. VI. fig. 1.

361. Beil mit Schaftloch, einfach geformt, stark verwittert, löchrig, schwammartig. Gefunden bei Trockenlegung eines Teiches bei Minsk. A. a. O. Tab. VII. fig. 10.

362. Beil mit Schaftloch, sehr kunstvoll gearbeitet, mit eigenthümlichem lappenförmigen Blatte und mit, zwischen Bahn und Schaftloch, verjüngtem Hintertheil. Fundort Minsk. A. a. O. Tab. VII. fig. 2 und fig. 7 der beiliegenden Tafel.

Kreis Nowogrudek.

363. Beil mit Schaftloch, ausgezeichnet durch ebene Flächen. Fundort Nowogrudek. Badania Tab. III. fig. 6 und fig. 1 der beiliegenden Tafel.

Krejs Sluzk.

364. Beil, langes, mit Schaftloch nahe der Bahn. Gefunden bei Sluzk. Rzut oka VI. 12.

365. Beil mit Schaftloch, doppelschneidig oder spitzig, Ebendaher. Rzut oka VI. 5. und fig. 6 der beiliegenden Tafel.

Anm. In Rzut oka Tab. VIII. fig. 1—11 (vergl. die beiliegende Tafel fig. 2 u. 14.) werden, ohne genauen Fundort, 5 Beile mit Schaftloch und 6 Meissel abgebildet, die in verschiedenen Gegenden Litauens, Livlands und Weissrusslands gefunden wurden. Für das Bruchstück eines Beiles, mit Schneide und halbem Schaftloch (Rzut oka Tab. VI. 11) fehlt die Angabe des Vorkommens. Herr Th. S. Wiltshinsky (Archäolog. Untersuchungen in Litauen, in Sapiiski d. arch. Ges. zu St. Petersburg. III. 1850. Art. X.) giebt an, dass er nicht lange Zeit dazu brauchte, um in Litauen 600 Stück Steingeräthe zusammenzubringen, die nicht in Kurganen, sondern auf Feldern gefunden wurden.

Ogleich in dieser Uebersicht nur solche Exemplare gezählt wurden, deren Fundort genauer als durch Angabe eines Gouvernements-Kreises bezeichnet ist, so hat sich ihre Zahl gegen früher doch schon verdreifacht und würde noch bedeutender ausfallen, wenn manches in Privathänden und in den Museen von Riga, Mitau, Reval und Wilna*) befindliche Ma-

) Zu dem Wilnser, theilweise nach Moskau übergeführten Alterthums-Museum fertigte A. Kirkor einen Catalog in russ. Sprache, Wilna 1838. 21 S. 4 an, und wurden ausserdem einige Gegenstände desselben, auf 16 sehr geschmackvoll und gelungen, chromolithographisch in Paris 1863 — 64 angeführten Tafeln dargestellt. Beide Ausgaben sind nicht in den Buchhandel gekommen und schwer zu haben. Kirkor's Verzeichniss enthält im V. Abschnitt 757 numerirte Stücke Steingeräth, von welchen 50 Nrn. scand. Steinbeile sind, 686 keinen Fundort aufweisen und nur folgende 21 Nrn. sich der Angabe eines inländischen Fundortes erfreuen: Nr. 1547—1558, zehn kleine Steinkugeln, vom alten Schlosse Platelle, im Kreise Telsch des Gov. Kowno; Nr. 1545 u. 46, zwei grosse Steinkugeln, vom Schlosse zu Wilna; Nr. 1542. desgl. vom Schlosse Troki, und Nr. 1655, ein Feuersteinstück, von welchem wahrscheinlich Splitter zu Pfeilspitzen abgeschlagen wur-

lerial besser oder überhaupt bekannt wäre. Besonders wünschenswerth erscheint aber, dass die genannten Museen, im Anschluss an die von Herrn H. Hartmann noch in diesem Jahre erscheinende, illustrierte Beschreibung der Sammlung vaterländischer Alterthümer zu Dorpat, recht bald genaue Verzeichnisse ihres Inhaltes veröffentlichen.

Unter den aufgeführten Gebieten zeichnet sich namentlich Kurland durch Zuwachs an neuem Material aus. Hier werden insbesondere einige früher bemerkte auffällige Lücken im Vorkommen der Steingeräthe (vergl. Steinalter S. 114) ausgefüllt. Auf der kurischen Halbinsel kennen wir jetzt Steinwerkzeuge im Windau-Gebiete: bei Wensau oberhalb Windau; der Abau entlang: von Schlocks-Abauhof, von der Abau-Mündung, Brink-Rönnen, Waldegalen, Kabillen, Asuppen, Kandau; im nördlichen Theile der Halbinsel: von Riddeldorf bei Angern, aus dem Widelsee, von Dondangen und Ugehlen. In der südlichen Hälfte Westkurlands sind als Fundörter zu verzeichnen: Capsehten, Kruten, Grösen, das Kirchspiel Gross-Autz (in welchem ausser mehren Steinbeilen, der Dobelsberger Fund von besonderem Interesse ist), sowie die Umgegend von Krons-Sessau. Auffällig bleibt noch immer, dass mit Ausnahme eines Beilfundes bei Schlock an der kurischen Aa, in dem ganzen Landstriche, der sich vom innersten Winkel des Rigischen Meerbusens über den unteren Lauf der kurischen Aa bis zur Grenze des Gouv. Kowno erstreckt, noch keine Steingeräthe aufgefunden oder bekannt wurden. Der östliche Theil Kurlands, vom Kirchspiel Nerf nach Ost hin, sowohl längs der Gränze des Gouv. Kowno, als im östlichen Winkel des kurischen Ober-

den, von Sawesha im Kr. Swenzani des Gouv. Wilna (s. oben Nr. 325); Nr. 1541 u. 43, grosse Steinkugeln vom alten Schlosse Minsk; Nr. 1558 bis 1560, drei kleine Steinkugeln, unter welchen eine aus Marmor und geschliffen, vom Schlosse Lächowitschi, an der Rednischka im Kr. Sluzk des Gouv. Minsk; Nr. 1561 u. 62, zwei ausgehöhlte Schleifscheine aus dem Kucise Borissow des Gouv. Minsk, s. oben Nr. 352. — Ein Theil der Steinkugeln diente, gleich wie die durch Graf A. Uwarow aus Susdal und von Tichonrawow aus dem Uspensker Sabor der Stadt Wladimir (Iswestija der Petersb. arch. Ges. IV. 369) bekannt gewordenen, als Ersatz eiserner Kugeln, während andere bei Wurfmaschinen in Anwendung kamen.

landes erscheint bisher als die an Steinwerkzeugen reichste Gegend der Ostseeprovinzen. Zu den älteren und neuen Angaben von Ilsenberg und Zirulischek, kommen jetzt 74 Nrn. vom Pastorat Lassen und Umgebung, während im Dünagebiete, zwischen den Flecken Kraslaw, Druja und Braslaw, in einem Umkreis von beiläufig 20 Werst, insbesondere bei Engelburg, Plater-Annenhof und Warnowicz, von früher her 30 Exemplare Steingeräthe und darunter 5 ausgebohrte Schaftlochstücke von Beilen bekannt waren. Dem Dünalauf abwärts folgend fand man Steinwerkzeuge bei Abelhof, Kreutzburg, Selburg, Stabliten, Stockmannshof, Kokenhusen-Stromschnellen und Ascheraden.

Die Umgebung von Lassen im kurischen Oberlande nimmt durch ihre Funde (Nr. 206—279) einen hervorragenden Platz ein, und gaben dieselben die nächste Veranlassung zu vorliegender Mittheilung. Die grosse Anzahl der hier in einem verhältnissmässig kleinen Gebiete gefundenen und eine gewisse Zusammengehörigkeit bezeugenden Steinwerkzeuge erweckt besonderes Interesse. Leider sendete Herr Pastor R. Raison, dessen Eifer diese Sammlung zu danken ist, von seinen 74 Exemplaren nur 25 typische Formen ein, deren Beschreibung ich hier folgen lasse und zum Ausgangspunkte allgemeinerer Betrachtungen mache. Genauere Mittheilungen über die Fundörter der einzelnen Stücke haben wir vom Besitzer selbst zu erwarten. In dem, die übersendeten Exemplare begleitenden Schreiben sagt Pastor Raison: „dass sie zum Theil seit langer Zeit vom Vater auf den Sohn vererbt wurden und hauptsächlich dem Aberglauben gedient haben, wenn sie auch bisweilen als Schleifsteine und dergl. gebraucht worden sind. Mir waren die Steine hauptsächlich Mittel, um durch sie von dem Aberglauben und den Sagen zu erfahren, die sich in unserer, von sehr verschiedenen Volksstämmen bewohnten Gegend noch immer an sie knäpfen, wenn ihre frühere grosse Bedeutung auch wohl allmählig zu schwinden scheint.“

Die Maass-Verhältnisse (in Millimetern) und Gewichte (in Grammes) dieser Lassen'schen Steinwerkzeuge sind folgende:

Beile mit Schaftloch.

Nr.	an der Bahn.	Höhe (einschl. des Schaftloches und Rings um Schnitte.)	an der Schnitte.	an der Bahn.	Dicke am Schaft- loch.	Durchmesser des Schaft- loches an bei- den Enden.	Entfernung des Schaft- loch-Mittel- punktes von Bahn und Schnitte.	Gewicht.
1	27	33	45	23	32	15/18	20/34 = 124	379
2	34	40	45	35	41	16/21	25/27 = 82	244
3	26	44	37	36	64	20/27	52/102 = 157	903
4	?	58	63	?	53	20/28	2/119 = ?	715
5	27	43	49	30	49	20/22	41/55 = 128	470
6	35	45	54	37	53	21/23	40/55 = 105	479
7	39	39	36	40	66	21/24	41/72 = 113	521
8	44	47	57	43	57	24/25	36/60 = 98	447
9	26	37	40	26	34	15/16	21/31 = 80	188
10	33	39	46	18	33	15/17	24/31 = 85	201
11	24	31	42	17	31	14/16	22/31 = 85	185
12	46	46	46	13	49	20/23	36/39 = 87	299
13 *)	—	30	—	—	—	12 u. 18	—	13
14 *)	—	36	—	—	—	12 u. 16	—	14
Meissel.								
		Breite.		Dicke.			Länge.	
15	38	—	58	24	—	—	78	185
16	32	—	51	23	—	—	80	181
17	35	—	55	20	—	—	71	121
18	38	—	48	19	—	—	78	119
19	35	—	57	22	—	—	80	145
20	27	—	41	22	—	—	71	100
21	32	—	57	23	—	—	110	144
Schleifsteine.								
22	—	27	—	19	—	—	110	106
23	—	33	—	22	—	—	72	91
24	—	28	—	23	—	—	114	138
Cylinder.								
25	—	—	—	26	—	—	120	206

*) Ausgebohrte Schaftloch-Stücke.

Betrachten wir jetzt **das Gestein** der Steinwerkzeuge und dessen **Herkunft** oder natürliches Vorkommen.

Einer genauen Bestimmung der mineralischen Zusammensetzung vieler unserer Steinbeile und so auch der Lassener Exemplare stellen sich erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Ohne Zweifel besteht das Material der meisten Stücke aus Grünstein, für welchen indessen die Entscheidung der Frage, ob Diorit, Uralit-Gestein, oder Diabas, oder mit andern Worten, ob die zusammensetzenden Bestandtheile Hornblende, Uralit und Augit, oder Oligoklas, Albit, Orthoklas, Anorthit und Labrador sind, in der Petrographie überhaupt nur an wenigen Beispielen gelöst ist. Zu diesen Beispielen gehören aber nicht die Grünsteine Finnlands und Scandinaviens, die wir hier zunächst verwerthen könnten. Ferner ist kaum zu verlangen, dass zeitraubende und nicht einmal ganz sichern Erfolg versprechende, microscopische und chemische Analysen an den vorliegenden Einzelstücken oder Geschieben ausgeführt werden, weil man gewiss besser daran thut, dazu Stücke zu erwählen, die aus anstehendem, in grösserer Ausdehnung beobachtetem Gesteine stammen. Ungeachtet dieser Uebelstände wird indessen eine annähernd richtige, allgemeine mineralogische Bestimmung des Materials der in Rede stehenden Steinwerkzeuge durch ihren Anschnitt und ihre häufige Verwitterung erleichtert, so dass auch der Laie unter Benutzung von Lupe und Säuren, auf Grundlage der nachfolgenden, für archäologische Zwecke ausreichenden Bestimmungen, im Stande sein wird sich an anderen Stücken zu orientiren.

I. Grünsteine, in welchen drei Bestandtheile unterscheidbar.

A. Porphyrtartige Diorite oder Uralit-Porphyre, durch dunkle Krystalle gekennzeichnet.

Mehr oder weniger scharf, d. i. gradlinig begrenzte dunkelgrüne bis schwärzliche Krystalle mit faserigen Spaltungsflächen, sowie kleinere, grauliche bis grünliche Krystalle oder randlich begrenzte Stücke von Feldspath befinden sich in einer hell- bis dunkelgrünen, mit dem Messer ritzbaren (unter $5\frac{1}{2}$ harten), sehr zähen, dichten, neben feinsplittrigen

Grundmasse. Accessorischer Bestandtheil Pyrit. An den schwarzen Krystallen die Spaltungsflächen der Hornblende (124^o) zuweilen nachweisbar, die äussere Form nicht genau bestimmbar, am Feldspath Spaltungsflächen oder Zwillings-Streifung nicht oder nur ausnahmsweise bemerkbar. Mit Säuren nicht brausend, selten grünliche Färbung (vom Chlorit) gebend.

Nr. 3. Nicht verwittertes, dunkelgrünes Gestein mit unregelmässig vertheilten, bis 12 Mm. messenden, rundlichen, schwarzen Individuen und graulichen, nur ausnahmsweise 5 Mm. erreichenden Feldspathkrystallen. Nr. 11 desgl., doch feinkörniger. Beide Nrn. mit Neigung zum Schieferigen.

Nr. 18 nicht verwittertes und Nr. 8 etwas verwittertes Gestein, dem vorigen entsprechend, doch der Feldspath grünlich und in geringer, oder nur stellenweise grösserer Quantität vorhanden. Das ausgebohrte Schafllochstück Nr. 14 entspricht, dem Gestein nach, der Nr. 8.

Nr. 19. 20. Grundmasse lichtgrün und das Gestein wahrscheinlich Uralitporphyr, den ich an Geschieben unserer Provinzen (Sitzungsber. d. estn. Ges. 1866 S. 23 und 1867 S. 30) sicher nachwies. An Nr. 19 erreichen die schwarzen Krystalle (Uralit) bis 5 Mm., die graulichen, an der Oberfläche des Stückes verwitterten Feldspathartikel (Oligoklas) bis 1 Mm. Durchmesser. Nr. 20 hat etwas grössere, unregelmässig vertheilte Individuen. Nr. 4 scheint ein ähnliches Gestein, mit einzelnen, ungleichmässig vertheilten schwarzen Krystallen zu sein.

B. Porphyrtige Grünsteine, durch helle Feldspathkrystalle gekennzeichnet.

Nr. 10. In der Grundmasse bemerkt man kleinere dunkle und grössere, bis 2 Mm. erreichende weisse, nach der Verwitterung, bräunlich erscheinende Flecke. Nr. 7. Ein dunkles Gestein, das ganz kleine schwarze Partikel und Feldspath wie bei Nr. 10 zeigt.

Nr. 1. Dunkelgrüne Grundmasse mit kaum unterscheidbaren, noch dunkleren krystallinischen Stellen, sowie mit stark verwitterten, unregelmässig vertheilten und begrenzten, bräunlichen Feldspathflecken. Dieses Gestein bildet gleichsam einen Uebergang zu II.

C. Feinkörnige Grünsteine.

Nr. 12. Grünlich graues Gestein mit kleinen schwarzen, nadelförmigen Krystallen und hellfarbigen, selten gradlinig begrenzten Feldspathpartikeln. Neigung zum Schieferigen.

Nr. 21. Hellgrünes Gestein mit feinen schwarzen Nadeln und starker Neigung zum Schieferigen.

II. Körnige Diorite mit zwei Bestandtheilen.

Nr. 9. Krystallinische, hellgrüne Hornblende und grünlicher Feldspath gleichmässig vertheilt. Nr. 6 desgl., doch feinkörnigeres Gestein, dem auch das des ausgebohrten Schaflochstückes Nr. 13 entspricht. Nr. 5 desgl. mit Neigung zum Schieferigen. Nr. 2 mit kleinen tafelförmigen Feldspathkrystallen in verworren strahliger Anordnung, an Nadelporphyr erinnernd. Nr. 16. Der Feldspath nur noch in ganz kleinen Partikeln. Nr. 15. Dunkler, dichter Diorit, mit noch mehr zurücktretendem Feldspath.

III. Glimmerschiefer,

schwarzer und bräunlicher, an den Schleifsteinen Nr. 22 – 24.

IV. Thonschiefer,

bräunlich violetter, am Cylinder Nr. 25.

Die Steinwerkzeuge von Lassen bestätigen in überraschender Weise jenes Ergebniss meiner früheren Untersuchungen: dass im Ost-Balticum vorzugsweise Grünsteine das Material der Steingeräthe bilden. Dieselbe Bemerkung hat man namentlich an durchbohrten Steinbeilen Westeuropa's, sowie an indianischen Steinwerkzeugen Nordamerika's gemacht, und finde ich auch für die, in sogenannten Tschudischen Erzgruben am Altai neben Kupfer gefundenen Steinwerkzeuge, sowie für einen, im Kreise Nachitschewan des kaukasischen Gouv. Eriwan, in einer Salzgrube entdeckten Meissel (Catalog der ethnogr. Ausstellung zu Moskau 1867 Nr. 775) Diorit angegeben. Es eignen sich in der That die quarzfreien, nicht sehr harten, d. h. die Härte des Feldspathes nicht übersteigenden, doch ausserordentlich zähen, nicht splinternden Grünsteine ganz besonders zur leichten Bear-

beitung und zum Gebrauch. Quarzhaltige Sienite, Granite und Gneise kommen im Ganzen selten vor und sind nur unter den aufgeführten 365 Nrn. nur 15 Exemplare aus diesen Gesteinen bekannt. Alle bisher genannten Gebirgsarten kommen aber in unserem Areal als Geschiebe vor. Der Nephrit und Serpentin, mit welchen Letzteres nicht der Fall ist, lieferten, wenn man von ein Paar unsicheren Angaben abieht, kein einziges unserer Steinwerkzeuge*).

Der Feuerstein war in Liv-, Est- und Kurland bisher nur durch einen angeschliffenen Meissel von Asuppen in West-Kurland (Steinalter Nr. 15) vertreten, welcher neben einem durchbohrten Beile, Knochendolch und Schädel gefunden wurde. Jetzt kommen noch folgende zwei Funde hinzu: ein wahrscheinlich geschliffener Meissel von einem Felde bei Brink-Rönnen (s. oben Nr. 125), wie der vorerwähnte aus dem Abau-Gebiete, und eine nicht geschliffene Pfeilspitze (s. oben 309), die man, in 2' Tiefe am Pedja-Bache bei Laisholm in Nord-Livland ausgrub. In den Gräbern am Zibla-Berge, im Kreise Ludsen des Gouv. Witebsk, werden, neben Geräthen aus Eisen und Bronze, auch Beile, Lanzen- und Pfeilspitzen und Schleuderkugeln aus Stein angegeben (Gräber Litauen's S. 127 u. 213), und könnten die bezeichneten Spitzen aus Feuerstein bestehen, doch lässt sich solche Muthmaassung nicht verwerthen. Der Feuersteinsplitter von Isenberg (s. oben Nr. 205) mit Silber, die Feuersteinstückchen von Dubbeln bei Riga (Geschiebe, vgl. Hartmann, Vaterl. Museum C. III. 1), sowie ein Meissel, dessen Herkunft ganz unsicher ist (S.B. d. estn. Ges. 1868. S. 7) sind hier eben-

*) Aus dem übrigen Russland sind mir bisher nur ein Serpentinbeil mit Schaftloch von Astrachan (Sapiski d. Acad. d. Wiss. zu St. Petersburg III. Heft 2) und ein gleiches von Pätigorsk im Kreise Stawropol des Caucasus (Catalog d. ethnogr. Anstaltung zu Moskau 1867. Nr. 730), bekannt: Ferner ein Nephritmeissel (im Arsenal zu Zarskoje Saelo bei St. Petersburg), der in Nertschinsk angekauft wurde, sowie vier Nephrit-Beile oder Meissel und eine Nephrit-Kugel mit Rinne (ähnlich dem Netzbeschwerer bei Worsnac, Nord. Oldsager f. 88) von der Amur-Mündung bei Nikola-Jewsk (Iswestija d. Petersb. archäol. Ges. VI. 210). An letzterem Fundort fand man ausserdem, neben Thongeschirr grober Arbeit, sechs Pfeilspitzen aus Feuerstein, der am Amur anstehend noch nicht bemerkt wurde, eine Pfeilspitze aus Obsidian, sowie zwei Meissel und eine Lanzen spitze aus Thonschiefer.

falls nicht weiter zu berücksichtigen. Ausserhalb unserer Provinzen sind an thatsächlich vorgefundenem Feuersteingeräth nach unserer Uebersicht noch zu verzeichnen: Nr. 325, ein unvollendeter, behauener Keil oder Meissel, vom Gute Sawesha in dem Gouv. Wilna; Nr. 326, ein kleiner Meissel, von Kernow an der Willa unterhalb Wilna; Nr. 329, ein ebensolcher, von Wilna; Nr. 350, ein Meissel, aus dem Bette des Flusses Brodny, im Kreise Borissov des Gouv. Minsk, sowie endlich Nr. 359 ein Meissel aus weissem Feuerstein, gefunden in einer Steinkiste neben Aschenurnen bei Sukow im Kr. Minsk.

Obgleich somit in den Gouvts. Kowno, Wilna und Minsk nur wenige Feuerstein-Meissel oder -Keile dem Fundort nach namhaft gemacht sind, so liegt doch kein Grund vor, an jenen Angaben der Grafen Tyszkiewicz (Badania S. 80 u. 85 und O kurlanach S. 162. Tab. XIV. fig. 5) zu zweifeln, dass dergleichen Geräthe, wenn auch nicht „immer“ oder „am häufigsten“, so doch „nicht selten“ und gewiss „einige“, d. i. mehr Exemplare, als oben angegeben wurde, vorkamen, während sie in Liv-, Est- und Kurland jedenfalls sehr selten sind.

Der Feuerstein tritt als Bestandtheil anstehender und zu Tage gehender Schichten im Areal der Ostseeprovinzen: Liv-, Est- und Kurland, sowie der Gouvts. Kowno, Wilna, Witebsk und Minsk nicht auf und eignen sich die in Dolomiten unserer mittleren silurischen Etage vorkommenden Kieselknollen durchaus nicht zur Aufertigung von Steinwerkzeugen. In Geschieben, die aus der Kreideformation stammen, findet man ihn sparsam und in kleinen Stücken an unserer Küste; häufiger wird es im Binnenlande erst mit dem Niemen- oder Memel-Gebiete. Obgleich ich in West-Kurland (an d. Lelidisch) und bei Kowno (Baltischki und Pojasse) drei ganz kleine, z. Th. unter Quartärgebilden versteckte Gebiete anstehender Kreide nachweisen konnte, so zeigt sich doch erst in der Umgegend Grodno's feuersteinführende Kreide, und sind daselbst Feuerstein-Geschiebe nicht selten. Von Grodno selbst wurde indessen bisher nur ein Meissel (Tyszkiewicz, Rzut oka Tab. VI. fig. 7) bekannt, der aus Feuerstein bestehen kann, doch nicht, wie Eichwald in seiner Säugethierfauna der Molasse Russlands etc. (Bull. de Muséon 1860. III. S. 417) angiebt, nach der Schrift des Grafen

Tyszkiewicz daraus besteht. Ebenso irrig ist bei Eichwald (a. a. O. S. 417 Anm.) ein Citat (Rzut oka Tab. VI. fig. 8 u. 9) über Feuersteinmeissel aus Grodno oder Volhynien, die nicht aus diesen Gegenden, sondern aus Samogitien, d. i. dem Gouv. Kowno, stammen.

Du sich aus der Natur des Feuersteins bestimmen lässt, ob derselbe z. B. der Kreide-, Jura- oder Bergkalk-Formation entstammt, so eignet er sich mehr als unsere, nur in Geschieben vorkommenden Grünsteine zu einer, freilich ziemlich weit begrenzten, Bestimmung der Herkunft des Feuersteingeräthes. Obgleich nun diese Eigenschaft des Feuersteins bei den ausserhalb unserer Provinzen gefundenen und mir nicht zu Gebote stehenden Feuersteinwerkzeugen Russlands noch unberücksichtigt blieb, so wird hier doch im Interesse der Frage über Herkunft und Verbreitung der Feuersteingeräthe eine Abschweifung in die übrigen nicht zum Vorwurf dieser Abhandlung gehörigen Gebiete Russlands gestattet sein.

In Volhynien, wo die Kreideformation mächtig entwickelt ist, wurden Feuersteinmeissel im Ostrogscher Kreise, nicht weit von Jampol (Rzut oka Tab. VI. fig. 6) und Speerspitzen (aufbewahrt im Arsenal zu Zarskoje Sselo bei St. Petersburg) gefunden. Herr Woloschinsky (Iswestija d. Petersb. archäol. Ges. VI. 60) sah in demselben Gouvernement eine Sammlung von 100 Stück Steingeräth (Hämmer, Meissel, Keile, Messer, Sicheln, Pfeil- und Speerspitzen, Schleudersteine, Steincylinder und Thonperlen zu einer Halsschnur), unter welchen ohne Zweifel auch der Feuerstein vertreten war. Die letztgenannten Geräthe will man auf einem Raume von 30 Werst Umfang und in der Nähe von vier Gorodischtschen (Burgbergen) im Zeitraume von 3—4 Jahren gesammelt haben. — Es sollte mich nicht wundern, wenn in Podolien Feuersteinmeissel häufig vorkämen, da hier 6' bis 10' mächtige Feuersteinablagerungen auftreten, die aus einem Aggregat von Flint, Schwirromstein und Opal bestehen und ausserdem 20'—80' mächtige Lager bemerkt wurden, die aus mehr oder weniger scharfkantigen und dicht gefügten Feuersteinblöcken bestehen.

Das Gouv. Tschernigow lieferte, soviel mir bekannt, bisher keine Geräthe aus Feuerstein, sondern sehr sauber gear

beitete Beile mit Schaftloch (Catalog d. ethnogr. Ausstellg. zu Moskau 1867, Nr. 835 u. 836) vom Dorfe Kurtschanowks im Kreise Sauraschk.

Aus einem Grabe des Gouv. Kiew giebt Dubois (de tumulus oder Westnik d. Mosk. arch. Ges. I. 29) ein Feuersteinheil an, das mit einer Aschenurne zusammen gefunden wurde, und berichtet Tiesenhausen (Iswestija d. Petersb. arch. Ges. VI. 62) vom Vorkommen eines Beiles mit Schaftloch, aus Basalt, das auf der Brust eines oberflächlich, beim Flecken Talnoje im Kreise Umansk, gefundenen Skelettes ruhte, neben welchem noch ein Feuersteinmeissel lag, dessen Material leicht aus der benachbarten Podolischen Kreide stammen könnte. Sowohl die Gebirgart Basalt, als die auf der Blattfläche des Beiles eingekratzte Darstellung von Häusern (Städchen) und die erhabenen Doppelreifen auf der Bahn, machen dieses Exemplar zu einem ganz ungewöhnlichen, doch wird die Basaltbestimmung vielleicht irrig*) und die Einkratzung von neuerem Datum sein.

Im Gouv. Jekatherinoslaw, Kreis Slawano-Serbsk, fanden Arbeiter (Westnik. d. Moskauer arch. Ges. I. S. 29) der

*) Im Westnik d. Moskauer arch. Ges. I. S. 27 mit Holzschnitt, finde ich aus dem Gouv. Kiew, Kr. Kanewsk, von Bogatüriwtschina beim Dorfe Dudarej, ebenfalls ein sehr geschmackvoll gearbeitetes Basalt-Beil mit nirgends verengtem, $\frac{1}{2}$ Wersch. weitem Schaftloch, dessen Innenwand schwache Reifen aufweist, angegeben. Das Gewicht desselben = 35. Solotnik. Ein drittes Beil mit Schaftloch, aus Basalt, von 3 Pfund 33 Solotnik Gewicht, ähnlich Tyszk. Badania Tab. III. fig. 6, mit ganz glattem Schaftloch von $\frac{1}{2}$ Wersch. Durchmesser, $1\frac{1}{16}$ Wersch. Länge und ganz gleichmässig weit, wurde (Westnik S. 26) im Kr. Swenigorodsk, beim Dorfe Shurshinzü. an einer „Pokraasino“ genannten Stelle ausgepflügt, wo nach der Sage eine Stadt gestanden haben soll und wo man auch jetzt noch Schädel, Ziegelsteine und Eisenstücke, darunter z. B. eine Ukrainer Pflugschar, gefunden hat. Endlich wird (a. a. O.) im Kreise Radomiel, (beim Dorfe Miniki, am Bache Muka eines Steinhammers und beim Dorfe Karabatschina einiger runder Schleudersteine erwähnt, deren Material in jener Gegend nicht vorkommen soll. Beim Dorfe Gniliza an der Muka fand man in oben geschlossenen Kistengravern aus Steinplatten: Thonurnen mit Henkeln, in welchen Asche, Sand, halbverbrannte Knochen und verschieden grosse Hämmer und Meissel lagen.

Lugansker Kanonengießerei, an der Grenze des Don'schen Kosakenlandes, beim Kanalgraben, ein ziemlich grosses, rundliches Thongeschirr, in welchem eine Menge kunstvoll gearbeiteter Pfeile, Messer, Sägen etc. aus Feuerstein lagen. Der Grabhügel „Germessowa Blisniza“ enthielt (a. a. O. I. 72) beim Kopfe des Skelettes zwei Feuerstein-Lanzen- und Pfeilspitzen (vgl. Catalog d. ethn. Ausst. zu Moskau 1867. Nr. 767 u. 774) und der Kurgan „Tolstaja mogila belenkaja“, zwischen Jekatherinoslaw und Nikopol, einen Steinhammer (Cat. d. Mosk. Ausst. Nr. 769), aus Diorit.

Im Kreise Nikolajewsk des Gouv. Samara fand man am Flusse Kuschum, nahe bei den Stolupiusker Mineralquellen (Iswestija d. Petersb. arch. Ges. VI. 226), einen vielkantigen Keil aus Feuerstein und das Bruchstück eines Messers aus demselben Material; ferner beim Dorfe Sujewka im Kr. Bnsuluk ein Steinbeil mit Schaftloch, ähnlich Nr. 11 im Steinalter d. Ostseeprovinzen, sowie eine Pfeilspitze aus rothem Feuerstein, beim Dorfe Usmanka in demselben Kreise. Anstehende Kreide findet sich gerade nicht ganz nahe den genannten Punkten, doch kann der Feuerstein den Geschieben dieses Areals entstammen.

Beim Dorfe Pustoschin, im Saposchkowsker Kr. des Gouv. Rasan wurden ausgepflügt: drei Feuerstein-Meissel (Iswestija d. Petersb. arch. Ges. IV. 165. Tab. I. fig. 17—19) und ein Doppelspitz-Beil mit zwei zapfenartigen Vorsprüngen am Schaftloch (a. a. O. fig. 26) aus Sandstein. Ob jener Feuerstein aus der hier anstehenden Kreide, oder aus dem benachbarten Bergkalk stammt, ist zu untersuchen.

Aus dem Gouv. Moskau wird von G. Fischer de Waldheim (Bull. de Moscou VII. 1834. S. 434. Pl. XIV. und Oryctographie du Gouv. de Moscou. 1830—37. fol. p. 119) über einen Fund von Steinwerkzeugen im Dorfe Sagorje an der Sestriza berichtet, der so merkwürdig erscheint, dass ich den Wortlaut jener Mittheilungen hier wiedergebe: „La branche gauche d'une mâchoire inférieure de Castor fossile (*Castor fiber* L.) a été trouvé dans les terres meubles à 20 pieds de profondeur, pendant les travaux du canal dans les environs de Zagorié. C'est à M. le lieutenant de Ropp que je dois cette mâchoire. Il m'a assuré qu'on y a aussi trouvé des molaires de Mammoth qui

ont été envoyées à St. Pétersbourg. Il m'a en outre remis quelques utensiles, telles que une hache et une flèche en cuivre fondu et des pointes de lances en obsidienne et en picite (Trapp), qui se sont trouvés au même endroit. — Les proportions de cette mâchoire sont à peu près les mêmes que celles des mâchoires fossiles trouvées en France (tourbières de la Somme) et en Allemagne (tourbières d'Urbingen).“

Nach dem russischen Archiv 1864 Heft 11 u. 12 S. 1255, wo die bezeichneten Geräthe, jedoch, wie Lerche in den Iswestija der Petersburger arch. Ges. VI. 28 bemerkt, mangelhaft dargestellt sind, befinden sich dieselben in der Tschertkowsker Bibliothek. Wünschenswerth ist eine Mittheilung darüber, ob das Beil mit Schaftloch wirklich aus Trapp und die Speerspitzen aus Obsidian bestehen. Ist dieses der Fall, so hat man wenig Grund, die Angabe des Herrn v. Ropp für zuverlässig zu halten, da die Fundorte anstehenden Obsidians in Ungarn, im Kaukasus oder Ostsibirien zu suchen wären. Das Zusammenliegen von Bronze- oder Kupfersachen, mit Steingeräthen und Mammuth- oder fossilen Biber-Resten, gestattet auch nicht, diesen Fund mit den bekannten Funden im Depart. der Somme oder im Périgord zu vergleichen, nach welchen der Mensch ein Zeitgenosse des Mammuth gewesen. — Aus welchem Material das, in einem Garten der Stadt Wolokolamsk (Catal. d. ethn. Ausstellg. zu Moskau 1867. Nr. 838) gefundene Steinbeil besteht, ist mir nicht bekannt.

Im Gorodischtsche (Burgberg) Kurmusch, beim Dorfe Dobru, in der Nähe der Gouvernements-Stadt Wladimir an der Kläzma, wurde ein Feuersteinbohrer oder Keil (ähol. fig. 19 der beiliegenden Tafel) gefunden, dessen Material zunächst auf die Kohlenkalkformation zurückgeführt werden müsste, da sogar Geschiebe des Feuersteins aus der Kreide hier nicht vorkommen können. Ein Kurgan dieses Gouvernements lieferte (Iswestija der Petersb. arch. Ges. IV. 165. Tab. II. fig. 36) ein sehr geschmackvoll gearbeitetes Beil mit Schaftloch.

Aus dem Gouv. Nishegorodsk sind mir nur ein halbes Diorit-Beil mit Schaftloch, — das von zwei Seiten getrieben wurde. (Arch. Ob. IV. 491. fig. 40) — von Dorfe Bukow-Maldan im Kreise Arzamas, und ein zweites vollständiges Beil aus Diorit mit Schaftloch (aufbewahrt im Arsenal zu Zarskoje-Selo) bekannt.

Für die Nerechotzker, Kostromsker und Galitschker Kreise des Gouv. Kostroma giebt Saweljew (Iswestija d. Petersb. arch. Ges. I. 100. und Lerche a. a. O. IV. Tab. I. fig. 1, 4. 5 u. 11) das nicht seltene Vorkommen von Feuersteinsplittern an, die zu Pfeilspitzen, Messern und anderem Geräth benutzt und zugerichtet wurden. Photographien von vier Steinwerkzeugen dieser Gegend befanden sich in der ethnogr. Ausstellung zu Moskau 1867 unter Nr. 850—854. Eichwald (Säugethierfauna. Bull. de Moscou 1860, IV. 418) erwähnt noch besonders einer Stelle beim Dorfe Matwejewsk, 15 Werst vom See Nerichta, wo eine grosse Menge Pfeilspitzen zusammen gefunden wurden. Da Herr E. selbst im Besitze einer solchen Spitze war, so wäre die Bestimmung ihres Materials, d. h. ob aus dem Bergkalk oder der Kreide, erspiesslicher gewesen, als die blossen Muthmaassungen über Herkunft derselben. Stammt der Feuerstein aus der Kreide, so müssen die Werkzeuge von Süd her durch Menschen eingeführt worden sein.

Aus dem Gouv. Jaroslaw ist mir nur ein, weiter nicht bestimmter, Steinhammer (Catalog d. ethn. Ausst. zu Moskau 1867. Nr. 834) bekannt, den man im Kreise Peschekonsk, am Flusse Tschotoma fand:

In dem Gouv. Wätka und Wologda sollen Feuerstein-geräthe häufig vorkommen, deren Material wir zunächst der Kohlenkalkformation zuzuweisen haben. Beim Kirchdorfe Sitkinsk, im Kreise Jaransk des Gouv. Wätka, wurden gefunden (Iswestija d. Petersb. arch. Ges. VI. 60) zwei Feuersteinbohrer (ähnlich fig. 19. der beil. Tafel), 10 Pfeil- und Lanzenspitzen, ein krummes Messer und 6 rohe Feuersteinstücke; ausserdem im Kreise Jelabuga einige Pfeilspitzen und als seltene Erscheinung ein geschliffener Meissel aus Feuerstein.

Das Gouv. Archangel lieferte (Sammlung Butenjew's, s. später) eine nicht aus Feuerstein bestehende Speerspitze vom Kloster Koshesersk, im Kreise Onega.

Aus dem Gouv. Olonetz sind durch Schiefner im Bull. de l'Acad. des sc. de St. Pétersbourg V. 1863. S. 554—558., Butenjew in Sapiski der geogr. Ges. zu St. Petersburg. 1864. B. IV. Abth. II. S. 1—20 mit 7 Holzschnitten und Rübrikow-Lerche in Iswestija der Petersb. arch. Ges. V. 1865. S. 478 bis 481 mit Tafel, zahlreiche Steinwerkzeuge bekannt geworden.

Butenjew's, in d. Acad. d. Wiss. zu St. Petersburg aufgeho-
bene Sammlung von 286, grösstentheils, d. i. 200, aus dem Kreise
Petrosawodsk und 36 aus den Kreisen Powenez, Pudosh
und Olonetz stammenden Exemplaren, weist vorzugsweise ein-
heimische Gebirgsarten, wie Quarz, Jaspis, Kieselschiefer, Talk-
schiefer, Probirstein, kieselartigen Sandstein, Diorit und ausser-
dem Porphyrr auf. Besonders bezeichnet werden zwei sehr ge-
schickt behauene Pfeilspitzen (Butenjew fig. 1 u. 2) aus Quarz
und zwei Lanzenspitzen (fig. 3) aus Kieselschiefer, während vom
Feuerstein nichts verlautet. Rühnikow's, in der Petersburger
arch. Ges. befindliche Sammlung von 10 Exemplaren enthält
dagegen einen Bohrer oder Keil (Lerche a. a. O. S. 479 fig. 12)
aus dem Kreise Pudosh und eine Pfeilspitze aus dem Kreise Wu-
tegra, deren Material entweder dem benachbarten, feuersteinfüh-
renden Bergkalk (bei Andoma) entstammt, oder die aus bedeu-
tender Entfernung eingeführt wurden. Bemerkenswerth sind
ferner ausser Beilen, Meisseln (Butenjew fig. 6 u. 7) und weber-
schiff förmigen Steinen (einer aus Porphyrr), ein Doppelspitzbeil
mit zapfenartigen Vorsprüngen am Schaflooh (Lerche a. a. O.
IV. Taf. II. fig. 27 und Butenjew fig. 4) aus rothem Porphyrr,
sowie zwei Beile mit Schaflooh, wovon das eine aus „recht har-
tem Stein“ (Lerche a. a. O. V. 480. fig. 2) besteht und statt der
ebenen Bahn einen Bärenkopf, das andere (Butenjew fig. 5) aus
lydischem Stein, einen Elennkopf führt. Unter allen, bisher in
Russland bekannt gewordenen, alten Steinwerkzeugen, sind die
beiden letzten Stücke jedenfalls die am kunstvollsten gearbei-
ten. Man hat daher hier einem wahrscheinlich finnischen Stamme
den am höchsten entwickelten Kunstsinne bei Bearbeitung einhei-
mischer Steine zuzuschreiben, und hängt diese Erscheinung viel-
leicht damit zusammen, dass die erwähnten Beile zu den jün-
gsten gehören, die überhaupt angefertigt wurden. Eine Liebha-
berei der im Gouv. Olonetz einst hausenden Stämme für Thier-
darstellungen bezeugt sich auch an den in Granit geritzten,
am Ostufer des Onega-See's befindlichen Bildergruppen, die ich
im Bull. hist.-phil. de l'Acad. des sc. de St. Pétersbourg T. XII.
1855. Nr. 7 u. 8 mit 2 Tafeln beschrieb*). — Nach Butenjew

*) In der Bildergruppe am Pell-Noas deutete ich die, auf langen, ge-
raden Linien senkrecht stehenden, kurzen Striche als Bezeichnung der Anzahl

land man die Steingeräthe seiner Sammlung stets vereinzelt und grösstentheils oberflächlich (nur eines in 3', ein anderes in 5' Tiefe), sowie einige in Seen Thongeschirre, oder Gegenstände aus Horn, Knochen, Bronze oder Eisen, sowie Grabhügel und Opferplätze konnte Butenjew im Gouv. Olonetz nicht ausfindig machen.

In Finnland vertritt (Holmberg, Förteckning och Afbildningar af Finska Fornlemningar, Stenåldern et Bronsåldern, in Bidrag till Finlands Naturkännedom, Etnografi och Statistik. Hefte 8. Helsingfors 1868) an den überaus zahlreichen Steinwerkzeugen, der einheimische Kieselsteinschiefer den Feuerstein anderer Gegenden noch auffälliger als im Gouv. Olonetz.

Behalten wir aus dieser, für gewisse Regionen sehr unvollständigen Uebersicht zunächst nur die Verbreitung der Feuersteingeräthe im Auge, so hat es in der That den Anschein, als mehrte sich im S, O und NO unserer Provinzen, mit Zunahme anstehender, feuersteinführender Gebilde, ihre Zahl. Genauere Untersuchungen werden aber erst lehren, ob das Material dieser Werkzeuge, wie es am natürlichsten erscheint, aus den nächsten Vorkommnissen des Feuersteins, sei es nun der Kreide- oder Kohlenformation, kam, oder ob das fertige Feuersteingeräth aus entfernten Gegenden eingeführt wurde. In Betreff der übrigen Gebirgsarten erwecken die Basalttheile des Gouv. Kiew besonderes Interesse. Ist ihre Bestimmung richtig, so werden sie von der Südseite der Karpathen, oder dem Caucasus gekommen sein. Die Granitsteppe Süd-Russlands und die Küstenregion der Krimm konnten aber Gebirgsarten liefern, die zu Steinwerkzeugen verarbeitet, äusserlich an Basalt erinnern. Die Frage, woher in die geschichte- oder überhaupt steinarmen Steppen Süd-Russlands, sowohl Steinbeile als grosse Steinbilder gelangten, wird durch ein genaues Studium ihres Materials ohne Zweifel gelöst werden.

des erlegten Wildes. Man könnte diese rohen Zeichnungen aber auch für bemalte Fahrzeuge halten; wie sie auf den scandinav. Felsenbildern häufig vorkommen. Dann müsste man sie mit Branius (Förs. förkl. öfr. Hällr. Lund 1868) in das Steinalter, oder mit Hildebrand (Antiq. Tidskr. för Sverige. II. 1869) in die Bronzezeit verlegen, oder mit Holmberg (Skan-dinaviens Hällristningar. Stockholm 1848) den Wikinger Zügen des VI. bis X. Jahrh. zuschreiben. Am nächsten liegt es indessen, diese Bilder einem ännischen Stamme zuzutheilen und nach dem 3. Jahrhunderte stehen zu lassen.

Wenden wir uns jetzt zur **Bearbeitungsweise und Form** der Steinwerkzeuge. Was zunächst die von Lassen betrifft, so sind sie nicht ohne Interesse. Wie Nr. 5 dieser Gruppe von Steingeräth lehrt, an welcher einige tiefer liegende, nicht geschliffene Stellen der Bahn und der Seiten unverkennbare Anzeichen eines Geschiebes oder Gerölles tragen, so wurden diejenigen Geschiebe zur Bearbeitung erwählt, welche die Beilform möglichst vorgebildet besaßen. Die Lassener Exemplare sind mit Ausnahme des Bohrloches durchweg glatt geschliffen und habe ich ebenso an keiner Seitenfläche aller übrigen mir zu Gebote stehenden Stücke Reifen und Spuren eines Schnittes mit metallischen oder anderen schneidenden Mitteln bemerkt. Fügen wir zu dieser Bemerkung noch den anziehenden Fund eines in der Art der Reibsteine für Farben (Badania S. 76) flach ausgehöhlten Schleifsteines (s. oben Nr. 351) von Petrolin, im Kreise Horissow des Gouv. Minsk, der, nach der Abbildg. Tab. IV. fig. 1 zu Tyszkiewicz' Werk O kurhanach, sehr wahrscheinlich zum Schleifen und Schärfen der Steinwerkzeuge diente, so können wir wohl annehmen, dass das Zustutzen, Formen und Glätten des Steingeräthes vorherrschend an Schleifsteinen erfolgte. — Auch spricht für den Gebrauch solcher ausgehöhlten Schleifsteine der Umstand, dass das Blatt fast aller Lassener Steinbeile, mit Ausnahme von Nr. 17 u. 19, nicht dachförmig, sondern abgerundet verläuft oder rundlich geschliffen ist. Da, wie oben bemerkt wurde, einheimische Geschiebe zur Bearbeitung ausgesucht wurden, welche eine angenäherte Beilform besaßen, so war das Beschneiden der Stücke auch kaum nöthig und brauchte nur dort in Anwendung zu kommen, wo es sich um Theilung grösserer Massen handelte. Das im Steinalter der Ostseepro. S. 27 erwähnte Exemplar des Antiquarium der Alterthumsgesellschaft Prussia zu Königsberg, gehört mit seinen unverkennbaren Spuren eines Steinschnittes zu den Ausnahmen.

In Betreff der Formen habe ich aus unserer Uebersicht diejenigen auf der beiliegenden Tafel dargestellt, welche sich von den im Steinalter der Ostseepro. Tab. I. u. II. abgebildeten unterscheiden, oder in anderer Weise zur Ergänzung derselben beitragen.

Die Formen der Lassener Steingeräthe und insbesondere der Beile mit Schaftloch tragen dasselbe Gepräge der Einfach-

heit, wie es für die im Dünagebiet überhaupt gefundenen früher (Steinalter der Ostseeprov. S. 38) hervorgehoben wurde. Es fehlen sowohl die grossen bis 1 Fuss Länge (Rzut oka S. 38) erreichenden, als jene zierlichen, geschmuckvoll gearbeiteten Beile (Steinalter fig. 7 u. 8), die wir namentlich von Nord-Estland, den Inseln Oesel und Moon, aus der Umgegend Wilna's, sowie aus dem Kreise Lepel des Gouv. Witebsk und auch aus andern Gegenden Russlands (s. oben Gouv. Wladimir, Rasan, Olonetz) kennen. Doppeläxte oder doppelschneidige Beile werden in der Lassen'schen Sammlung ganz vermisst und neigt sich nur die Nr. 12, mit stark vorjüngtem Rücken, zu dieser Form hin. Ebenso kommt kein Querbeil mit senkrecht auf der Längsrichtung des Schaftloches stehender Schneide vor, sondern haben wir nur Gradbeile, an welchen die Höhe, mit Ausnahme der Nrn. 3, 7, 12, grösser oder ebenso gross ist wie die Dicke. Die meisten Schneiden (z. B. 3, 6, 7, 9, 19, 21) tragen Anzeichen der Verletzung oder eines früheren Gebrauches; mehrere (Nr. 4, 5, 8, 17) erscheinen ganz scharf und unversehrt, andere (Nr. 1 u. 16) noch nicht vollendet und ungeschärft. Sie sind fast durchweg bogenförmig gekrümmt und dabei an einer Seite stärker eingezogen, was bei den Meisseln für den vorherrschenden Gebrauch derselben in verticaler Stellung spricht. Die Bahn der durchbohrten Beile ist gewöhnlich rechteckig, kantig oder abgerundet und dann und wann (Nr. 10 — 12), der Breite des Blattes entsprechend, mehr oder weniger verjüngt. An Nr. 2 (fig. 8 der beiliegenden Tafel) zeigt die Bahn den Rest eines alten Bohrloches, ganz wie die Abbildung eines Exemplars bei Sementowsky (Denkmäler S. 60). Solche Steinbeile sollen in den Kreisen Lepel und Polotzk des Gouv. Witebsk häufig vorkommen, und werden zwei entsprechende, auch aus dem Kr. Borissow des Gouv. Minsk (O. kurh. XV. fig. 19 und oben Nr. 345) angegeben. Der Rücken der Meissel von Lassen ist gewöhnlich nur wenig dünner als ihre grösste Dicke. An Nr. 15 ist er stark eingezogen (ein wenig anders als in fig. 17 des Steinalter der Ostseeprov.), offenbar zur besseren Befestigung an einen Stiel.

In Betreff der Schaftlöcher nimmt Nr. 1, als ein, wie schon oben bemerkt wurde, in der Bearbeitung begriffenes Steinbeil unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Hier erreicht nämlich das Schaftloch nur die Tiefe von beiläufig $\frac{1}{3}$ der Dicke

des Stückes, d. i. 11—13 Mm. — Wie die Darstellungen fig. 11 u. 12 auf der beiliegenden Tafel in natürlicher Grösse lehren, sieht man einen kegelmantelartigen Hohlraum, der oben 4 und unten 1 Mm. Oeffnung besitzt. Die Aussenwand dieses Hohlraumes hat oben 18 und unten 15, die Innenwand dagegen oben 10 und unten 13 Mm. Durchmesser. Letztere Masse bezeichnen auch den innerhalb des Hohlraumes befindlichen, mit der übrigen Masse des Stückes, an seiner Basis zusammenhängenden, massiven, abgestumpften Kegel. Aehnliche Stücke mit unvollendetem Schaftloch kennen wir aus dem Kr. Borissow des Gouv. Minsk (O kurhanach Tab. XIV. fig. 9) und von Lida im Gouv. Wilna (s. oben Nr. 331). Offenbar wurde das Schaftloch unseres Lassener Exemplares mit einem hohlen, 1 Mm. dicken, nach oben vielleicht, doch nicht nothwendiger Weise, ein wenig dickwandigern Cylinder gebohrt und wäre, nach Vollendung des Bohrloches, oder nachdem das Bohrloch die Dicke des Beiles durchsunkken hatte, ein kegelförmiges Stück des Steines frei geworden. Nr. 2 u. 14 sind solche ausgebohrte Schaftlochstücke, die wir jetzt schon von Kabillen, Ascheraden, Lassen und Warnowicz im kurischen Oberlande, sowie von Kraslaw im Kreise Dünaburg des Gouv. Witebsk und aus dem Kreise Borissow des Gouv. Minsk (O kurhanach Tab. XIV. fig. 7 u. 10) kennen. Da an Nr. 1 sowohl die Aussen- als Innenwand des erbohrten Hohlraumes gereift sind, — eine Erscheinung, die ebenso an nicht wenigen anderen vollendeten Schaftlöchern und ausgebohrten Schaftlochstücken unseres Areals beobachtet wurde*) —, so muss die Masse des Bohrcylinders (vgl. Ch. Rau, die durchbohrten Geräthe der Steinperiode, im Archiv für Anthropologie III. 187—186) härter als das durchbohrte Gestein gewesen sein. Ein 5" langer, vielleicht wendischer Bohrcylinder aus Bronze wurde schon vor längerer Zeit durch G. Klemm (Handbuch d. germ. Alterthumskunde 1836, S. 159 u. Allgem. Culturwissenschaft. Leipzig 1854, S. 79; Lisch, Friderico-Franciscum 1837, S. 111) von Weissig bei Camenz, im Kreisdir. Bautzen der Oberlausitz Sachsens bekannt. Den Beweis aber dafür, dass der,

*) Auch das oben (S. 21 Anm.) erwähnte Basalttheil aus dem Gouv. Kiew, dessen Schaftloch an seiner Wand Reifen aufweist, ist wahrscheinlich mit einem Metalcylinder gebohrt worden.

an einigen Exemplaren von Lassen in Anwendung gekommene Bohrcylinder aus Eisen bestand, finde ich bei Nr. 6, an der weiteren und daher als Angriffsseite zu betrachtenden Oeffnung des Schaftloches, welche von einer kreisförmig begrenzten, 6 Mm. breiten, rothen Eisenrost-Zone umgeben wird, sowie bei Nr. 4, an deren innerer Schaftlochwand, wo sich ebenfalls Rostspuren erhielten. Kein einziges der bisher von mir untersuchten Steinbeile aus Grünstein zeigte Eiseñoxydhydrat-Bildung als Folge von Verwitterung oder Zersetzung, die übrigens auch ganz anders erscheinen müsste als die dünne, rauhe, oberflächlich hervortretende, nicht zusammenhängende Rostlage an Nr. 6.

Dass man beim Bohren Quarzsand benutzte, ist sehr wahrscheinlich und erklärt die länger anhaltende Anwendung dieses Bohrmittels zunächst sowohl die Verengerung des an Nr. 1 ausgebohrten Hohlraumes nach unten, als die Erweiterung desselben nach oben. Der bei den meisten rohen Völkern in Gebrauch stehende und lange beibehaltene Bogen und Pfeil lässt ferner voraussetzen, dass man durch Combination des Bogens und eines Stabes, die drehende Bewegung der hohlen oder massiven Bohrcylinder schon frühe hervorzurufen lernte. Die Sehne des Bohr- oder Drehbogens wurde entweder kreisförmig und frei um den Stab geschlungen und gedreht, oder am oberen Ende des Stabes befestigt, um sich in schraubengangartiger Weise an ihm auf- und abzubewegen. Bei diesen Arten des Bohrens stand der Stab, an welchem sich der hohle oder massive Bohrcylinder befand, senkrecht und frei und wurde mit einer Hand gehalten oder regiert, während man mit der andern die Bohrfidel schwang. Dabei hatte das zu durchbohrende Stück eine feste, unbewegliche Lage. Bei einem anderen, noch in der Gegenwart sehr gebräuchlichen Verfahren, befindet sich der Bohrstab sammt Bohrer in horizontaler Lage, trägt eine Bohrrolle, um welche sich die Sehne des Bohrbogens dreht, und wird einerseits an ein auf der Brust ruhendes Brett (Brustbrett), andererseits an das zu durchbohrende Stück gestemmt. Auch diese Art des Bohrens lässt sich Völkern zuschreiben, die auf keiner hohen Stufe der Cultur standen. Wie wenig vollkommen die erwähnten Bohraparate oder Drillbohrer sind, ist allgemein bekannt, und erklärt sich bei ihrer Anwendung, ebenso ungezwungen wie beim einfachsten Bohren aus freier Hand, die fast nie senk-

rechte, sondern gewöhnlich schiefe und zuweilen (Nr. 9) sehr schräge Richtung der Schaftlöcher.

Ob das auf beiliegender Tafel fig. 19 dargestellte, von Sawesha, im Kr. Swenzani des Gouv. Wilna (Nr. 325), kommende Feuersteinstück, sowie andere in den Gouv. Wladimir, Wätkä, Wologda und Olonez (s. oben S. 24 u. 25) gefundene Formen, Bohrer gewesen sind, wage ich ohne genauere Kenntniss derselben nicht zu entscheiden. Zur Annahme einer Schaftlochbohrung von zwei Seiten mit Kieselstücken, oder mit einem excentrischen Kieselbohrer, der einen Kreis beschrieb, in dessen Mitte ein Zapfen stehen blieb — wie Alph. Baux (Lettre. Mortillet-Martériaux, 4. Année p. 50) dergleichen für Steinwerkzeuge des Neuenburger Secs nachzuweisen suchte — fehlt bei unserem Material jeder Anhaltspunkt.

Wenn wir nach dem Vorausgeschickten die Ueberzeugung gewinnen, dass die Aussenseiten unserer Beile an Schleifsteinen geschliffen und ein grosser Theil der Schaftlöcher mit metallenen und namentlich einige auch mit eisernen Cylindern gebohrt wurden, so wird dasselbe Verfahren gewiss ebenso für mehrere andere Exemplare gegolten haben, deren Bearbeitung einen hohen Grad von Kunstfertigkeit und Geschmack verräth. Hierher gehören z. B. die Steinbeile mit Schaftloch von Lihola in N-Estland (Steinalter Nr. 107), von der Insel Moon (Steinalter Nr. 104 und Hartmann, Vaterl. Museum zu Dorpat, C. I. 9), von Carmel auf Oesel (s. oben Nr. 314), von Laisholm in N-Livland (s. oben Nr. 308) und von Boczijkowie im Kreise Lepel des Gouv. Witebsk (Steinalter Nr. 84), die, obgleich aus weit von einander entfernten Gegenden kommend, doch gleichsam nach einem Modell angefertigt erscheinen.

Anderseits sind aber auch bei uns Beile mit Schaftlöchern bekannt, die kaum mit metallenen und jedenfalls nicht mit hohlen Cylindern durchbohrt wurden. Das im Steinalter der Ostseepr. Nr. 52 d. erwähnte Exemplar mit von zwei Seiten angefaugencem, nur wenige Millimeter tief getriebenem, ganz offenem oder hohlem und beiderseits an der Basis ebenem oder vortieftem Schaftloche, weist darauf hin, dass letzteres mittelst eines massiven Cylinders gearbeitet wurde, der nicht aus Metall zu bestehen brauchte, sondern sogar ein hölzerner sein konnte. Auch ist daran zu erinnern, dass man vornehmlich bei

den durchbohrten Beilen, Scheiben und Kugeln (Nr. 330, 344, 351), Ringen (Nr. 333) oder kreuzförmigen Stücken (Nr. 324) die Anwendung von Metallen voraussetzen hat, während die einfachen Meissel und Beile zu ihrer Anfertigung der Metalle nicht bedurften.

Nach dem aufgeführten häufigen Vorkommen von ausgebohrten Schaftlochstücken und von Exemplaren, die in der Bearbeitung begriffen waren oder umgearbeitet wurden, erscheint es kaum zweifelhaft, dass man zunächst die aus Grünstein und granitischen Gesteinen bestehenden Beile unseres Areals im Lande selbst herstellte. Ebenso wahrscheinlich ist es ferner, dass man zu diesen Beilen ein Material nahm, welches im Lande und zwar in Geschieben vorkam. Dasselbe scheint nun auch für die Meissel und Keile aus Feuerstein gelten zu müssen, welche, wie sich aus den früheren Betrachtungen ergab, entsprechend der Zunahme des in Geschieben oder anstehend vorkommenden Feuersteins, von unseren Provinzen nach S. O. und NO hin häufiger angetroffen werden.

Wenn wir aber kennen lernten, mit welcher Fertigkeit und Vollendung die durchbohrten und undurchbohrten Beile aus Grünstein im Lande hergestellt wurden, so steht -- bei Voraussetzung gleichen Alters -- der Annahme nichts im Wege: dass unsere Indigenen auch den Feuerstein zu schleifen verstanden. Die in unseren Provinzen und in den Gouv. Kowno, Wilna, Witebsk und Grodno bisher nur zweimal beobachteten Vorkommnisse nicht geschliffener, sondern be- oder geschlagener Stücke Feuersteins, möchte ich dadurch begründen, dass in diesem Areal der frisch ausgegrabene Feuerstein fehlte und nur Geschiebe zu Gebote standen, die durch Schleifen am leichtesten geformt wurden. Im übrigen Russland scheint aber das Umgekehrte stattzufinden. Hier sind geschliffene Feuersteingeräthe eine Seltenheit und behauene häufig, was sich aus der grösseren Verbreitung anstehenden Feuersteins und aus der Verarbeitung desselben am Fundorte selbst erklärt.

Gegenüber der älteren, ziemlich verbreiteten Anschauung über die scandinavische Herkunft der in Litauen und Weissrussland vorkommenden Feuersteinmeissel, muss ich, nach dem Vorausgeschickten, auch jetzt bei meiner im Steinalter d. Ostseepr. S. 85 u. 117, und in der Schrift über heidn. Gräber Litauens S. 146

ausgesprochenen Ansicht beharren, nach welcher kein Grund zur Annahme vorliegt: dass zu einer Zeit, wo in den feuersteinführenden und bearbeitenden Gebieten des westlichen Balticum (Meklenburg's Feuersteinwerkstätten am Rölpin- und Flesensee, bei Plan etc., Rügen und Dänemark) die Feuersteingeräthe stark im Gebrauch waren, ein reger Verkehr zwischen diesen Gebieten und dem Ostbalticum bestand. Hätte überhaupt eine grössere Einfuhr von Feuersteingeräthen nach russisch Litauen stattgefunden, so wären hier gewiss auch zahlreiche Pfeil- und Speerspitzen, Messer, u. dgl. m. und nicht lediglich einfache Meissel gefunden worden. Es hat sogar den Anschein (Steinalter S. 58 u. 60), als kämen auch in Ostpreussen Feuersteinmeissel durchaus nicht häufig, oder nur in gewissen Gebieten häufiger vor. Erfolgte, wie vielfache Sagen darauf hinweisen, ein frühes Eindringen scandinavischer Stämme in's Ostbalticum und geschah Solches (wie jedoch wenig wahrscheinlich ist) im scandinavischen Steinalter, so konnten diese Einwanderer nicht aus Gegenden kommen, wo das Feuersteingeräthe eine hervorragende Rolle spielte. Von den spätern, muthmaasslich scandinavischen Einwanderern, den Warägern, (seit Mitte des IX. Jahrh.) oder den von Snorre Sturleson (geb. 1179) für die Umgegend Wilna's erwähnten Landsleuten desselben, wird anzunehmen sein, dass sie das Steinbeil nicht mehr als Handwerkzeug oder Waffe benutzten, und wenn sie dasselbe zu andern Zwecken gebrauchten, sie selbst doch kaum aus Gegenden stammten, wo das Feuersteinbeil besonders üblich war.

Was die übrigen Lassener Formen betrifft, so ist die Bestimmung des an den Seiten grade abgestumpften, soliden Cylinders Nr. 25 schwer zu deuten. Das Stück soll ursprünglich viel länger gewesen sein und fand man bei Lassen noch ein zweites, ähnliches Exemplar. Aus dem Gouv. Rasan werden cylindrische, drei und mehr Zoll lange und $\frac{3}{4}$ Zoll dicke Steine aus feinkörnigem Sandstein angegeben, welche eine tiefe Quersfurche zeigen und nach Eichwald (Säugethierfauna. Bull. de Moscou 1860. IV. 418) Schleudersteine sein sollen, deren sich viele alte Völker (?) im Kriege zu bedienen pflegten. Auch aus Volhynien (s. oben S. 20) wurden Steincylinder bekannt.

Die Schleifsteine sind wenig gebraucht und recht sorgsam hergerichtet. Nr. 22 ist am dünneren Ende abgerundet und

läuft am anderen in einem Winkel von 100° mit Steilkanten aus. Nr. 23 ist unregelmässig kantig geformt, Nr. 24 an einem Ende schneideartig, am anderen senkrecht abfallend, im Uebrigen abgerundet.

Erwähnungswerth erscheint in der Lassener Sammlung das Fehlen von Hohlmeisseln, durchbohrten Scheiben und weberschiffartigen Steinen. Letztere gehörten, wie der Dobelsberger Fund (Nr. 131—199) lehrt, zur Ausstattung unserer mit Eisenwaffen reichlich versehenen, wahrscheinlich litauischen Krieger, dienten vielleicht als Schleif- und Schleudersteine, und scheinen sowohl der Zeit nach, als auch sonst in keiner engeren Beziehung zu den Steinbeilen gestanden zu haben. Denn wie der Dobelsberger Fund neben beiläufig 70 weberschiffförmigen Steinen kein Steinbeil aufwies, so fand man auch nur zweimal solche Steine in Grabhügeln. Der eine Fall gilt für das, in den Gouv. Kowno, Wilna, Witebsk und Minsk bisher einzige Beispiel vom Vorkommen eines weberschiffförmigen Steines, der sich (Badania S. 83. Tab. IV. fig. 4; Steinalter Nr. 87 und Gräber Litauens S. 192) auf den Szadurky'schen Gütern, im Kr. Dryssa des Gouv. Witebsk, in einem Grabhügel neben Eisen fand. An diesem Exemplar war aber der Aussenrand nicht, wie gewöhnlich, concav, sondern convex. Eine zweite (s. oben Nr. 121), auf ein Grab bei Wensan beziehliche Angabe vom Zusammen-Vorkommen eines Steinbeiles und weberschiffförmigen Steines mit Bronzesachen, bedarf noch der Bekräftigung oder besserer Begründung.

Die letzten Bemerkungen haben uns schon zur Art und Weise des Vorkommens unserer Steinwerkzeuge geführt, welchem wir besondere Aufmerksamkeit widmen müssen, weil dasselbe vor Allem geeignet ist, uns über Bedeutung, Bestimmung und Alter derselben Aufklärung zu verschaffen.

Im Steinalter der Ostseeprovinzen (S. 29 ff.) wurde nachgewiesen, dass die meisten Steinwerkzeuge einerseits in Wassernähe (Flüsse, Landseen, Meer), anderseits an oder auf höher gelegenen Punkten: wie Burgbergen, Opfer- oder Versammlungsplätzen vorkamen. Dieses Ergebniss wird durch den grössten Theil der neuen Funde und Mittheilungen bestätigt. Wie aber ferner die Steinbeile vorzugsweise vereinzelt, selten mehrere zusammen und noch seltener in engstem Verbande mit andern

Gegenständen aufgefunden wurden, so muss doch gerade dieser letzteren Erscheinung und namentlich dem Beilvorkommen in Gräbern besonders nachgespürt werden. — In unserem baltischen und benachbarten Areal sind für Steinbeilfunde in Gräbern folgende Angaben zu verzeichnen.

In West-Kurland :

1. Bei Capschten will man (Steinalter Nr. 11) ein Beil mit Schaftloch, aus Gneis, zusammen mit Eisen, Bronze und Bernstein in einem Grabe gefunden haben, doch kann die Grabangabe auch Conjectur sein.

2. Für Wensau (s. oben Nr. 121) wird das Vorkommen eines durchbohrten Beiles und weberschiffförmigen Steines neben Bronze in einem Grabe angegeben, doch ist dieser Angabe vorläufig noch kein volles Vertrauen zu schenken.

3. Bei Waldegalen (s. oben Nr. 126 u. 127) sind zwei Beile aufgefunden worden, die als „inländische Grabalterthümer“ bezeichnet werden. Diese Notiz genügt nicht, um einen Gräberfund ganz fest zu stellen.

4. Ein gut geglättetes, doch unsymmetrisches Beil mit Schaftloch, das nebst Feuersteinmeissel, Knochendolch und Schädel bei Asuppen (Steinalter Nr. 14 u. 15) ausgegraben wurde. Die Mittheilung ist zuverlässig, doch das Grab fraglich.

5. In einem Grabhügel (Kreewu-Kaps) bei Kandau (s. oben Nr. 128) fand man in 5' Tiefe unter dem Gipfel desselben, einen sorgfältig gearbeiteten und geglätteten Meissel, wahrscheinlich aus Granit, der an einer Ecke abgeschlagen und auch an der Bahn stark verletzt war. Der Hügel wies ausser den Anzeichen von Verbrennung (Kohle, Asche) weder Steinlegung noch Steinkiste, oder Urnen, Knochen, Erz Waffen, Schmucksachen u. dgl. m., auf. Diese Mittheilung ist ganz zuverlässig.

6. Von Riddeldorf (s. oben Nr. 129) ist die blosse Angabe eines aus einem Grabe stammenden Steinbeiles wenig zu verwerthen.

In Ost-Kurland :

7. Bei Ilseberg (Steinalter Nr. 45) am Stoppelberg, wo viel Bronze- und Eisensachen ausgegraben worden, kamen auch Steinbeile vor; dass aber letztere wirklich aus Gräbern stammen sollten, ist Conjectur.

8. Von Neu-Selburg (Steinalter Nr. 41) ist ein Steinkistengrab mit 18 Aschenurnen, einem Beil mit gereiftem Schaftloch und ohne anderes Geräth bekannt.

Im Gouvernement Kowno:

9. Bei Kurschany (Steinalter Nr. 1) wurden in einem Grabhügel nebst menschlichen Gebeinen auch Steinbeile aus Serpentin (?) gefunden. Die Angabe ist leider sehr wenig genau, doch wird von andern Grabhügeln in der Nähe des vorigen gesprochen, welche Menschengerippe nebst Eisen enthielten.

Im Gouv. Minsk:

10. Bei Sukow, im Kreise Minsk (s. oben Nr. 326) fand sich in einem Steinkistengrabe mit vier Aschenurnen auch ein Meissel aus weissem Feuerstein und sonst kein Geräth.

Anm. Eine der 16 Tafeln mit vortrefflichen chromolithographischen Abbildungen von Gegenständen des archäologischen Muscum zu Wilna, die 1864 erschienen, leider aber ohne Text blieben, enthält drei Beile mit Schaftloch und einen Meissel mit den Unterschriften: Wykopalska Litewskaie (Litauische Ausgrabungen) und Antiquités trouvées dans les anciens tombeaux en Lithuanie. Ich glaube nicht, dass, abgesehen vom Mangel einer speciellen Angabe der Fundörter, auf die letztere Unterschrift hier Gewicht gelegt werden darf und umsomehr, als in dem von A. Kirkor herausgegebenen Catalog des Wilnaer Alterthumsmuseum (Wilna 1858) die entsprechende Angabe vermisst wird.

Im Gouv. Witebsk:

11. Bei der Stadt Lepel im gleichnamigen Kreise (s. oben Nr. 324 u. 325), in 1½ Arschin Tiefe, zwischen Menschenknochen, zwei Meissel ohne anderes Geräth.

12. Im Rognedien-Grabhügel des Kreises Polotzk (s. oben Nr. 323) ein sehr sorgfältig gearbeitetes Beil mit Schaftloch. Andere Gegenstände werden aus diesem Kurgan nicht angegeben.

13. Am Sinnosero (blauer See) im Kreise Sebesch, in hohen Grabhügeln, ohne Steinsetzung, Steinkisten und Urnen, sowohl Anzeichen der Verbrennung, als Steinwerkzeuge, doch keine Metallsachen (Steinalter d. Ostseeprovinz. S. 18 Anm. und Gräber Litauens S. 126).

14. Bei Franopol im Kreise Ludsen (Steinalter Nr. 93) ein Steinbeil mit Schaftloch und sehr kunstreich gearbeitetem, gebogenem Blatte, zusammen mit Eisenschwert, Drahtringel-Panzer und Skelet gefunden.

15. Am Ziblaberge in demselben Kreise, nicht weit von Franopol und Sionosero (Steinalter S. 18 Anm. und Gräber Litauens S. 127), aus einem Terrain von Grabhügeln mit ringförmiger Steinsetzung, bei Resten unverbrannter Todten, neben Bronze, Eisen, Silber, Glasperlen und Kaurimuscheln auch Steinwerkzeuge, die nicht genauer bestimmt sind.

16. Bei Koniecpole, in demselben Kreise, ein Beil mit Schaftloch (Steinalter Nr. 92), von ungewöhnlicher Form, aus Granit, mit Bronze und Eisen neben menschlichem Skelette.

In dieser Uebersicht, deren Einzelangaben sehr verschiedenen Werth haben, muss uns zunächst auffallen, dass an den zuverlässigen sieben Fundörtern: 4, 5, 8, 10—13, aus Kurland und den Gouv. Witebsk und Minsk, die Steinbeile durchweg ohne jegliche Begleitung von metallischen oder anderen Gegenständen der Bekleidung oder Bewaffnung gefunden wurden. Dann bemerken wir, dass unter diesen sieben Fällen drei (4, 10, 12) zu nicht ganz sicher bestimmten Grabstätten gehören und daher nur vier Beilvorkommen (5, 8, 10, 13) aus zuverlässig und genau beschriebenen Gräbern vorliegen. Letztere lieferten uns zwei Meissel und ein Beil mit Schaftloch, sowie unbestimmte Beilformen, stets neben Anzeichen einer Verbrennung der Todten, d. i. zweimal neben Aschenurnen und zweimal ohne solche. Die Gräber mit Steinkisten und Aschenurnen von Neu-Selburg (8) und Sükow (10) stehen aber in dem grossen, hier behandelten Areal einzig in ihrer Art da, und weisen sowohl die kunstgerecht hergestellten, d. i. behauenen Steinplatten von Sükow, als das gereifte Schaftloch des Beiles von Selburg, darauf hin, dass zur Zeit der Anlage dieser Gräber Metalle bekannt und in Gebrauch waren. Nach 14—16 dürfte ferner kaum zu bestreiten sein, dass im lettischen Kreise Ludsen des Gouv. Witebsk, Steinbeile neben Eisen und Bronze, wenn auch nicht in unzweifelhaften Gräbern, so doch neben unverbrannten Menschenresten lagen. Auch spricht Tyszkiewicz (Rzut oka S. 39), doch leider nur

ganz allgemein für Litauen und Weissrussland, von Gräbern, in welchen Steinwerkzeuge neben Gegenständen aus Eisen vorkamen. Endlich erwähnen unsere nicht ganz befriedigenden Angaben 1, 2, 7, 9 ebenso der Steinbeile neben Metall.

Aus dem Vorangeschickten ergibt sich somit, dass nur wenige Steinbeile in Gräbern gefunden wurden und dass die unzweifelhaft in Gräbern vorkommenden Steinbeile, neben Resten verbrannter Todten, ohne andere Gegenstände, lagen und in zwei Fällen (von vieren) die Metallkenntniss zur Zeit des Gebrauches der Beile vorauszusetzen ist. Ferner erschen wir, dass Steinbeile ohne begleitendes Metallgeräth in muthmaasslichen Gräbern auch neben unverbrannten Menschenresten vorgekommen sind, und dass endlich andere Steinbeile an Gräberstätten gefunden wurden, deren Einzelgräber Eisen und Bronze enthielten, woraus man auf die Gleichzeitigkeit dieser Stein- und Metallsachen schliessen könnte.

Fügen wir nun noch hinzu, dass viele unserer, in der Nähe von Burgbergen, Versamlungs- und Opferplätzen, oder vereinzelt und nicht an besonders gekennzeichneten Punkten vorgefundenen Beile mit Schaftloch, die Benutzung von Metallen voraussetzen lassen, so kommen wir zu dem Schluss:

dass die Indigenen unseres Areals die Steinbeile nur ausnahmsweise und mit Vermeidung anderen Geräthes in Gräbern thaten und dass sowohl solche als viele andere, nicht aus Gräbern kommende Beile mit Schaftloch zu einer Zeit in Gebrauch waren, wo die Besitzer derselben Metalle kannten und benutzten. Von diesen Metallen konnte aber das Eisen auch vor der Bronze in Gebrauch sein, weil letztere, wie ich in der Schrift über die heidnischen Gräber Litauens nachwies, soweit sie bisher aus den Gräbern unseres Areals analysirt wurde, einer neuern Zeit angehört und nicht mit jener Bronze des Bronzealters zu verwechseln ist, welche zu Waffen und insbesondere zu Celten und Schwertern verwendet wurde.

Die Seltenheit der Steinbeile in unseren Gräbern scheint nicht ganz übereinzustimmen mit gewissen (s. oben S. 21 ff.) in den Gouv. Kiew, Jekatherinoslaw, Wätkä und Wladimir gemachten Beobachtungen und steht z. B. im Widerspruch mit den in Hessen (Jahresberichte der Sinsheimer Gesellschaft 1830 – 36)

gemachten Erfahrungen. Wir müssen daher diese Seltenheit vorläufig als Eigenthümlichkeit unseres Areals ansehen und sind auch nicht in Verlegenheit, sowohl dieselbe, als das häufige, vereinzelte Vorkommen unserer Steinbeile an oder in der Nähe von Burgbergen; Versamlungs- und Opferplätzen, sowie an nicht besonders bezeichneten Punkten, in ungezwungener Weise zu erklären.

Berücksichtigen wir zunächst, dass in unserem Areal z. B. Hohlmeissel, kleine Schabmeissel, Sägen, Pfeil- und Speerspitzen überhaupt und insbesondere neben den zahlreichen durchbohrten und undurchbohrten Beilen gar nicht, oder äusserst selten gefunden wurden, so folgt daraus, dass jene, unzweifelhaft als Werkzeuge oder Waffen dienende Gegenstände mit manchem unserer Beile nicht in eine Kategorie zu bringen sind oder, mit anderen Worten, dass letztere mit jenen beiden Aufgaben nicht viel zu thun gehabt haben müssen. Steinbeile und Meissel eigneten sich in unserem, vorherrschend geschiebereichen oberflächlichen Boden wenig zum Ackergeräth. Beim Pflügen und Eggen oder Aufhauen der Erde mit Steingeräthe hätte dasselbe nur zu leicht Brüche erhalten und haben ohne Zweifel die Litauer schon frühe den Vorzug der hölzernen vor den steinernen Ackergeräthen gekannt, wenn sie aus heidnischem Vorurtheil ihren Haken bis in's XVI. Jahrhundert (Heidn. Gräber Litauens S. 67) nicht mit eiserner Schaar versehen, sondern mit hölzernem Krümmel den Boden auflockerten. Ferner wird jeder Unbefangene zugeben, dass ein tüchtiger langer Knüttel oder eine Keule im Allgemeinen mehr zur Handwaffe geeignet erscheint, als ein Steinbeil mit kleinem Schaftloch, dessen Stiel bei grösserer Länge an Dauerhaftigkeit einbüssen musste. Bestätigt wird aber diese Anschauung dadurch, dass z. B. für den hervorragendsten und kampflustigsten litauischen Stamm, d. i. für die Altpreussen, in den ältesten Geschichtsquellen neben der Bewaffnung mit Holzkeulen, die mit Blei ausgegossen waren, und andern Waffen, vom Gebrauch der Steinbeile nie die Rede ist. Unter den eisernen Waffen und Bronzegegenständen des Dobelsberger Fundes fand sich ebenfalls kein Steinbeil und war daher dasselbe wenigstens seit dem XII. Jahrhundert nicht mehr als Kriegswaffe in Gebrauch.

Andererseits wissen wir, dass die heidnischen litauischen Völker eine sehr entwickelte theokratische Verfassung mit Kriwen und Removes besaßen und dass nach ihrem Cultus bei den verschiedensten Gelegenheiten das Opfern eine hervorragende Rolle spielte. Es ist sogar sehr wahrscheinlich (heidn. Gräber Litauens S. 22, 85, 101), dass die Litauer, noch bis in's XIII. Jahrhundert hinein, den Verstorbenen Menschenopfer brachten. Das Opferbeil, der „Waideloten“ genannten Priester und Priesterinnen spielte, wie wir bei Gelegenheit der Einnahme der Holzburg Pillenen in Shemaiten (Heidn. Gräber Litauens S. 68) durch Ordensritter erfahren, selbst noch im XIV. Jahrh. (1339) eine wichtige Rolle: „mehr als hundert der Belagerten bieten ihre Häupter dem Opferbeil einer alten Priesterin dar, die sich selbst den Todesstoss giebt, als der Feind in die Burg dringt“. Es ist freilich nicht gesagt, aus welchem Material dieses Beil bestand, doch lässt sich vermuthen, dass dergleichen Opferbeile vielleicht noch zu jener Zeit, sehr wahrscheinlich aber ursprünglich steinerne waren. Wie aus der Zusammenstellung C. Petersen's (Spuren des Steinalters, Hamburg 1868. 16 S. 4^{te}) hervorgeht, finden wir bei Indern, Aegyptern, Römern, Germanen und Scandinaviern den Steinhammer und dessen Bedeutung mit entsprechender, auf religiösem Hintergrunde ruhender Vorstellung, oder mit nahezu einheitlicher religiöser Uranschauung behaftet. Die Aegypter brachten beim Schlachten von Thieropfern Feuersteinmesser, die Juden vollzogen die Beschneidung ursprünglich mit Steinmessern und zerschlugen die Panier, Abkömmlinge der Phönizier, dem Opfertier den Kopf mit einem Stein. Der Gebrauch, Opferthiere mit Steingeräth zu tödten, scheint bei den Römern allgemein gewesen zu sein, wie uns unter Anderem das Sprüchwort „*intra sacra saxumque*“, d. i. zwischen Opfer und steinernem Opferbeil, lehrt. Beim Beschwören eines Bundes wurde ein männliches Schwein geopfert und mit Feuersteingeräth getödtet, sowie auch bei den Verträgen, welche die römischen *Fetiales* (priesterliche Verwalter des Völkerrechts) schlossen, bei oder mit einem Steine geschworen wurde. Mit dem Thorshammer wird von Scandinaviern der Scheiterhaufen geweiht und derselbe Hammer, zur Weihe der Ehe, der Braut in den Schooss geworfen. Dieser Thorshammer (Mjölnir) musste zuerst aus Stein bestehen, da Hammer ursprüng-

lich Stein oder Fels bedeutet. Seine Beziehungen zum Donnergott sind, wie auch der germanische „Donnerkeil“ beweist, unzweifelhaft und erscheint der indische Himmels- und Gewittergott Indra in den Hymnen der Rig-Veda, mit einem Hammer bewaffnet, der (nach Pott) ursprünglich ein steinerner war.

Diese Beispiele genügen, um die religiöse Bedeutung der Steinbeile im Alterthum semitischer und indogermanischer Völker festzustellen und verweise ich den Leser, namentlich in Betreff letzterer, noch auf G. Klemm, Handbuch d. germ. Alterthumskunde, Dresden 1836. S. 160; C. Preusker, Vaterländische Vorzeit, 3 Bände, Leipzig 1841–43. Bd. I. 168–171; J. Grimm, Deutsche Mythologie. I. Göttingen 1854. S. 1170; Mannhardt, Zeitschrift für deutsche Mythologie, Göttingen 1859, S. 295–298 und E. L. Rochholz, Der Steincultus in Argovia, Zeitschrift d. histor. Ges. des Cantou Aarau für 1862–63, S. 1–104. Es wird aber am Platze sein, weiter zu verfolgen, wie lange sich bei den uns zunächst beschäftigenden litauischen, slavischen und finnischen Stämmen die Nachklänge hier zu berücksichtigender, alter heidnischer Gebräuche und Anschauungen, sowie das zähe Festhalten an Ueberlieferungen erhalten haben.

Bei Mäletius (Libellus de sacrificiis et idolis veterum Borussiae, Livoniae etc. Lyck 1551, editio Mannhardti im Mag. d. lett.-liter. Ges. XIV. Riga 1868, S. 57) heisst es von den Sudauer Bauern: „in his conviviis quibus mortui parentant, tacite assident mensae tanquam muti: nec utuntur cultris“. Beim Todtenmahle durfte man sich also nicht eiserner Messer bedienen und ist es hier ziemlich gleichgültig, ob man die Sudauer Bauern in der Sudauer Bucht Samlands sucht, oder nach den, dem Mäletius zugekommenen, slavischen Sätzen auf Klein- oder Weiss-Russen zurückführt. Die Masuren legen (Töppen, Aberglauben der Masuren, Danzig 1867, S. 109), wenn sie den Todten aus dem Hause tragen, ein Beil auf die Schwelle, oder zwei Beile kreuzweise dort hin, wo der Grund und Boden des Verstorbenen aufhört. Bei den wendischen Lausitzern wurde (Lausitzer Prov.-Blätter 1782. I. 249) in derselben Weise ein Beil auf den Sarg gethan, während man ebenso in dem weit entfernten russischen Gouvern. Woronesch, nach Kotlärewsky (Ueber Bestattungsgebräuche heidnischer Slaven. Russisch. Moskau 1868, S. 219) bei

Bestattungen irgend einen eisernen Gegenstand, und am häufigsten ein Beil, auf die Schwelle des Hauses legt.

Wenn aber nach diesen Zeugnissen die Bedeutung des eisernen Boiles bei Wenden, Masuren und Russen auch selbstständig und ohne Beziehung zu steinernen gedacht werden kann, so fehlt es ausserdem nicht an Beispielen, wo sich die Steinbeile selbst bis auf den heutigen Tag besonderer Aufmerksamkeit oder Verehrung erfreuen. Sie kommen in lettischen Sagen (s. oben Nr. 200), sowie in litauischen und weisserussischen Gesängen und Volksliedern (Tyszk. Rzut oka S. 39) vor. Ein Fund derselben erweckt bei den letztgenannten Völkerschaften noch gegenwärtig (Badania S. 79) Freude oder bange Ahnung, und befestigt man sie gern an der Schwelle eines neuerbauten Hauses, um dasselbe vor Blitzschlag (vgl. auch Preusker, Oberlausitzer Alterthümer I. 158) zu hüten. Ferner werden sie in die Tröge, wo Brod eingeteigt wird, gethan, oder man setzt das von ihnen abgekratzte Pulver zum Brantwein und zu andern Flüssigkeiten, um ein recht heilkräftiges Mittel zu haben. Im Gouv. Kostroma werden (Saweljew, Iswestija d. archäol. Ges. zu St. Petersburg. I. S. 100) sogar die Pfeilspitzen aus Feuerstein für heilkräftig gehalten. Endlich ist wohl auch erwähnenswerth, dass man im Gouv. Woronesch (Kotłärewsky, Ueber Bestattungsgebr. heidn. Slaven. Russisch. Moskau 1868, S. 220 Anm.) beim Räuchern des Viehes den angezündeten Holzhaufen umgeht, dann ein alter Bauer mit einem Beil vortritt und dasselbe über das Vieh hinweg in's Feuer wirft. Im Domostroi Sylvesters, aus der Mitte des XVI. Jahrh. (Moskauer Ausgabe 1849, S. 38), wird das Wahrsagen und Tragen von Amuletten, Donnerpfeilen (Strelki gromnû) und Beilchen gegen Kolikschmerzen (toporki usowniki) verboten, doch ist diese Stelle des Domostroi vielleicht untergeschoben.

Die Steinbeile heissen bei den Letten Perkuna lohde, bei den Preuss. Litauern Perkuno-, akmu-, kulka-, kauk-sponys und Laumes papas; bei den Polen strzał piorunowije und bei den Russen perunowbja oder gromowbja strelû, oder auch tacher-towû palzû. Bei den Esten führen sie den Namen pikse-kiwwi (Blitzsteine) und bei den Kareliern des Gouv. Olonetz: ukon kivi, ukon pii, ukkos vaaja, ukkos nalkki und ukon tallta, d. h. des Donners Stein, Kiesel, Keil, Pfeil und Meissel, ja auch

ukkosen kynsi, des Donners Klauen. Hier spricht sich, insbesondere bei den litoslavischen Völkern, ganz unzweideutig die Erinnerung an Perkun oder Perun, den Gott des Blitzes und Donners aus.

Alle diese Momente zusammengenommen, werden nun wohl die Vermuthung, dass wenigstens ein Theil unserer Steinbeile dem Cultus, und vorzugsweise als Opferbeile heidnischer Zeit dienten, nicht ganz unbegründet erscheinen lassen.

Wie aber bei den alten Germanen das Familienhaupt auch Opferer genannt wurde, so mochte insbesondere bei den litauischen Stämmen, ausser Priestern und Priesterianen, auch jeder Familienälteste das Geschäft des Opferbringens und einiger anderer religiöser Hausverrichtungen mit dem Steinbeil vollziehen. Und da nun an Begräbniss-, Opfer-, Versammlungsplätzen und Burgbergen, sowie bei häuslichen Familienfesten, stets das Opfern und Verzehren von Thieren statt hatte, so werden sich hieraus sowohl die Vorkommnisse von mehreren Steinbeilen an den erwähnten, besonders gekennzeichneten Punkten, als die Einzelfunde an allen Stellen, wo einst temporäre oder dauernde Wohnplätze befindlich waren, erklären lassen. Wo in einem grössern, nicht besonders bezeichneten Areal zahlreiche Einzelfunde von Steinbeilen angegeben werden, da mag einst die Bevölkerung dichter oder dem Gebrauch der Opferbeile besonders und am längsten zugethan gewesen sein. Waren aber die Steinbeile vorzugsweise Opferbeile, so erklärt sich leicht, warum sie den Todten nicht oder nur ausnahmsweise in's Grab mitgegeben wurden. Denn es mussten dann wohl die Indigenen des Ostbalticum diese Instrumente für heilige oder geheiligte, im engsten und beständigen Zusammenhange mit dem Jenseits stehende Dinge halten. Ein Werkzeug, das aber dazu bestimmt war, den geweihten Tod oder geweihten Uebergang in's bessere Leben hervorzurufen oder zu vermitteln, diene göttlichen Zwecken auf Erden, müsste, behufs Fortsetzung seiner heiligen Aufgabe, im Diesseits bleiben und wurde, da es im Jenseits nichts zu thun hatte, dem Todten nicht dahin mitgegeben. Hätte man den Todten, durch Beigabe von Steinbeilen, mit einer schützenden Waffe gegen böse Geister versehen wollen, so wären sie auch häufiger in den zahlreichen, bisher aufgedeckten Gräbern aufgefunden worden. In den wenigen

Fällen, wo aber diese Beigabe erfolgte, unterblieb absichtlich jede andere Mitgift, da Metallgeräth zu derselben Zeit schon bekannt und in Gebrauch war, und auch bei Voraussetzung geringer Quantitäten desselben, doch gewiss ein wenig davon den Todten begleitet hätte.

Den naheliegenden Gedanken, dass nur verstorbenen Priestern und Priesterinnen das Steinbeil als Emblem ihrer Würde und Thätigkeit, ohne andern irdischen Tand, beigegeben wurde, möchte ich deshalb abweisen, weil in diesem Falle die Steinbeile viel häufiger in Gräbern und im Uebrigen seltener sein müssten. Mehr geneigt wäre ich, die mit Steinkiste und Aschenurnen versehenen Gräber von Neu-Selburg und Sukow einem eingewanderten und eigenthümlichen Bestattungsgebräuchen folgenden Stamme zuzuschreiben.

Kehren wir indessen aus dem Reiche der Hypothesen in das der Thatsachen zurück, so haben letztere, wie mir scheint, unzweifelhaft dargethan, dass ein Theil unserer Steinwerkzeuge als neolithischer zu bezeichnen ist und durchaus kein hohes Alter besitzt. Steinbeile waren bei unsern litauischen, slavischen und finnischen Indigenen so lange im Gebrauche, als das Christenthum noch nicht allgemeinen Eingang (Gräber Litauens S. 29 ff.) gefunden hatte. Den Hauptbeweis dafür lieferte einerseits das, in unverkennbarer Beziehung zu unserer Bronze und zu Eisengeräth stehende Vorkommen der Steinwerkzeuge und anderseits der Gebrauch metallener Cylinder zur Herstellung der Reil-Schaftlöcher.

Ein anderer Theil unserer Steinwerkzeuge — wie namentlich diejenigen, bei deren Herstellung man sich der Metalle nicht bediente und die zugleich roh und unvollkommen bearbeitet sind — kann dagegen ein viel höheres Alter besitzen, ohne dass wir irgend einen Grund haben, diese Werkzeuge zur paläolithischen Zeit zu stellen, in welcher der Mensch Zeitgenosse des Mammuth, Höhlenbären, Rhinoceros, oder selbst des Rennthieres südlicher Regionen (vgl. Ueber das Rennthier in den Ostseeprovinzen. Schriften der estn. Ges. Nr. VI. Dorpat 1867) war. — Wenn aber die Existenz roh gearbeiteter Steinwerkzeuge das einstige Bestehen eines specifischen Steinalters in unserem Areal wahrscheinlich macht, so sind wir doch noch weit entfernt von einer befriedigenden Lösung der Frage: wer die

Ureinwohner dieses Areal's gewesen, oder wann und in welchem Culturzustande litauische, slavische oder finische Völker in die grösstentheils noch jetzt von ihnen eingenommenen Gebiete gelangten.

Mit dem einstigen Bestehen einer Eiszeit Europa's steht im engsten Zusammenhange, dass die südlichen Regionen dieses Welttheiles früher bevölkert waren als die nördlichen. Unter sehr ungünstigen klimatischen Bedingungen konnte sich die Cultur der Urvölker nicht in dem Masse entwickeln wie unter günstigen. Während der Phase des Schwindens der ostbaltischen Eisgebilde und sich verändernder Niveauverhältnisse, welche im Laufe der Quartairperiode zu einem Wasserbecken führten, das der gegenwärtigen Ostsee mehr oder weniger entsprach, wurde Frankreich und England ohne Zweifel schon von Menschen bewohnt. Das Gebiet der Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland hat bisher keine Reste von Höhlenbären und Hyänen, ferner spärliche und schlecht erhaltene vom Mammuth und Rhinoceros und nur wenige vom Renthier geliefert. Die Reste der drei zuletzt bezeichneten Thiere scheinen aber sowohl innerhalb unserer Provinzen, als namentlich ausserhalb derselben nach S, SO und SW an Quantität zuzunehmen. Nur von dem in unsern Provinzen ausgestorbenen Zubr (*Bos priscus* Boj.) und Ur (*B. primigenius* Boj.) sind in denselben häufiger Reste gefunden worden. Unser Terrain mag somit verhältnissmässig spät und später als die in SO, S u. SW daranstossenden Regionen, jene Bedingungen dargeboten haben, welche zum Aufenthalte gewisser höher stehender Thiere, sowie auch des Menschen nothwendig oder günstig waren. In diesem Terrain sind sowohl Steinbeile als Ur- u. Zubr-Reste bisher nur aus dem Alluvium oder der jüngern Quartairzeit bekannt. Es erscheint sogar wahrscheinlich, dass selbst das Steinalter Dänemark's (*Dogué*, *L'Archéologie préhistorique en Danemark*. Bruxelles 1870) älter als das unsere ist, sowie es denn auch fraglich bleibt, ob zur Zeit der Dänischen Kjökkenmøddinger, als sich das Wasser der Ostsee von dem gegenwärtigen noch wesentlich unterschied, das Areal unserer Provinzen überhaupt von Menschen bewohnt wurde. Seitdem aber der Character und die Contourformen der Ostsee der Gegenwart entsprachen und soweit historische Nachrichten und Sagen zurückreichen, haben wir keinen Grund anzuneh-

men, dass andere als finnische und litauische Völker im Ostbalticum vorherrschten.

Dass finnische und indogermanische Völker ihre eigenen Wanderwege gegangen sind, wird nicht bezweifelt. Ob die Ostküste des Balticum zuerst von finnischen Stämmen im nördlichen, oder von litauischen im südlichen Theile erreicht wurde, ist nicht entschieden.

Fassen wir zunächst unsere indogermanischen Stämme in's Auge, so wird das Steinalter derselben vornehmlich in die Zeit slawo-deutscher Grundsprache und wohl auch noch einige Zeit nach Scheidung derselben in deutsche und litoslawische zu setzen sein. Die Frage über Urslaven (z. B. Herodot's Neuren, Androphagen und Melanchlänen im Westen der pontischen Steppe) und gewisse litauische Stämme (Jazygen und Rhoxolanen, die angeblich im I. Jahrh. n. Chr. ausgewanderten Hauptstämme der Sarmaten westiranischen Urprungs) ist freilich bisher in wenig befriedigender Weise gelöst. Doch liegt die Vermuthung sehr nahe, dass, bei den Völkerbewegungen, die litauischen Völker sowohl zeitlich als räumlich die Vorläufer der Slaven waren und dass die Scheidung der litoslawischen Sprache und Stämme sehr frühe erfolgte. Denn wie das Litauische an Alterthümlichkeit der Laute alle noch lebenden Glieder des Indogermanischen und insbesondere auch der slawischen Grundsprache übertrifft, so ist erstere Sprache ebenso in mehrern Urwörtern vom Slavischen verschieden. Zu den litoslawischen Urwörtern wird u. A. die Bezeichnung des Eisens gerechnet, welche als lit. *jeležis*, *geležis*, und slav. *sheleso*, *želaso*, selbstständig dasteht. Dennoch ist sehr fraglich, ob man die Bezeichnung gerade dieses technischen Artikels als litoslawisches Urwort bezeichnen darf, wo es auf der Hand liegt, dass die nicht leichte Darstellung des Eisens oder die Kenntniss und Benennung desselben zu jeder Zeit von den benachbarten Slaven auf die verwandten Litauer übergehen konnte. Jedenfalls wäre es sehr gewagt, auf ein solches Wort hin, die Spaltung der litoslawischen Grundsprache in litauische und slavische erst nach der Zeit erfolgen zu lassen, wo ein litoslawisches Urvolk sich der Kenntniss des Eisens erfreute.

Es hat sich die Anschauung allgemein geltend gemacht (Wocel, Bedeutung der Stein- und Bronzealterthümer für die

Urgeschichte der Slaven. Prag 1869), dass den Slaven schon zu jener Zeit, wo sie zuerst mit Griechen in Berührung traten, das Eisen bekannt war. Griechische Kunstgegenstände werden indessen vom schwarzen Meere nach Nord immer seltener. In Kijew finden sich nur noch wenige, in den Ebenen der Weichsel, zum Pripet und nach Grossrussland hin keine. Bei den Litauern (im weitern Sinne) vermissen wir überhaupt jede Spur einer Erinnerung altgriechischer Cultur und kann dieses Volk die pontischen oder benachbarte Gegenden ohne Kenntniss des Eisens und vor der Zeit berührt haben, als Griechen dahin gelangten.

Anderseits ist hervorzuheben, dass in unserem Areal und ebenso bis zur Weichsel, ja selbst bis zur Oder und den Carpathen, die, das Bronzealter kennzeichnenden Celte, Paalstäbe, Schwerter, Spiesse und andere Waffen aus alter Bronze fast gänzlich fehlen. Die ausserhalb dieser Gegenden befindlichen Vertreter des Bronzealters sind daher nicht litauische und auch nicht slavische, sondern z. Th. deutsche Völker gewesen. Da aber bei den litauischen Völkern die alte Bronze nicht vertreten ist, so schloss sich bei denselben an das Steinalter sofort das Eisenalter und gelangten sie aus letzterem in eine moderne, wahrscheinlich durch byzantinische Cultur vermittelte Bronzezeit.

Für die Jahrhunderte, wo zwischen Rom und dem Samlande Verkehr statt hatte, konnten aus den geschichtlichen Quellen nur unsichere Schlüsse über die damalige Bevölkerung des Samlandes gezogen werden. Bald wird dem Bernsteinlande eine ursprünglich finnische, bald eine litauische Bevölkerung vindicirt, doch gewinnt letztere Anschauung mehr und mehr an Boden. Die lito-slawische Benennung *ruda*, für Roherz oder Metall überhaupt, fällt indessen mit dem lateinischen *rudus* und dem finnischen *raud*, *rauda*, *rauta*, für Eisen, zusammen. Litauische Stämme (Altprussen, Litauer, Letten) waren ohne Zweifel schon im VI. Jahrhundert in einen Theil der von ihnen gegenwärtig eingenommenen Wohnsitze gelangt. Wenn die Finnen *Liven* und *Kuren* nicht — wie einige Forscher meinen — in litauische Gebiete eingedrungen sein sollten, so mussten die litauischen Stämme, wenigstens dort, wo sie in bevölkerte Regionen kamen, mit finnischen Völkerschaften in Conflict gerathen. Hinter und neben den Litauern schoben sich

die Wenden oder sorbische Stämme am weitesten nach West vor und schlossen sich diesen, andere slavische Völker, wie Polen, Czechen, Ruthenen, Serben, Slovenen und Bulgaren an.

Wenden wir uns jetzt zu den **finnischen** Völkern, so wäre zunächst zu bemerken, dass viele Archäologen die Urbbevölkerung Nord-Europa's für eine finnische (im weiteren Sinne) halten. Der Name „Finnen“ soll nach einigen Forschern (Koskinen, Tiedot Suomen suvun muinais-suudesta. Helsingfors 1862), sogar keltischen Ursprungs und das irländische Urvolk Fena, sowie die Basken finnischer Herkunft sein. In Betreff unseres Areals lässt sich annehmen, dass Finnen wohl schon lange vor Christi Geburt an die Ostsee gekommen sind. Da sie nämlich während der Periode der Völkerwanderung nicht genannt werden, so ist dieses freilich ein negativer, aber immerhin nicht zu unterschätzender Beweis dafür, dass sie wenigstens bereits um die Zeit vor Chr. Geburt aus ihren älteren Wohnsitzen am südlichen Ural in die nördlichen Gegenden gedrängt wurden. Sie kannten das Kupfer vor dem Eisen und erlernten ebenso die Gewinnung des letzteren, in den eisenerzreichen finnländisch-karelischen Gebieten, verhältnissmässig frühe. Die Fenni des Tacitus waren ohne Zweifel finnischen Stammes und gehörten zu den rohesten Wilden. Ob seine Aestier (Ostlandsbewohner) Vorfahren der gegenwärtigen Esten, oder ein litauischer Stamm gewesen, ist noch nicht festgestellt. In welcher Beziehung die Hunnen zu unseren finnischen Stämmen standen, bedarf ebenfalls weiterer Aufklärung. Von letzteren sind in unserem Areal Kuren und Liven ganz verschwunden oder dem Aussterben nahe. Die ausgestorbenen Kreewinen (Diminutiv von Kreewi, Russen) waren, wie sich neuerdings herausgestellt hat, wotische Kriegsgefangene, die Meister Vinka von Overberg gegen die Mitte des XV. Jahrhunderts heimgeführt hatte.

Seit dem IX. Jahrh. sollte es dem Ostbalticum nicht an Eisenquellen (Gräber Litauens S. 159 u. 231) und musste das Steinbeil seine Bedeutung als Handwerkzeug oder Waffe verlieren. Die meisten unserer, nicht allein sorgfältig, sondern auch geschmackvoll gearbeiteten Steingeräthe mögen aus einer Periode stammen, die zwischen das VIII. Jahrh. und die Zeit allgemeiner Annahme des Christenthums, d. h. das X. — XV. Jahrh., fällt. Bei den nördlichsten sowohl litauischen als

finnischen Völkern scheint sich der Gebrauch der Steinwerkzeuge neben Metallkenntniss und Metallgeräthe am längsten erhalten zu haben. Bei den, von den Norwegern und Dänen „Finnen“ genannten Lappen besteht (Castren, Reiseerinnerungen S. 91) sogar noch gegenwärtig die Sage, dass sie einstmals in Feindschaft gelebt hätten mit einem Volke Kivikät (für Kivekäät), d. i. Leuten, die Steinwaffen führten (Karelier des XIII. Jahrh.?) und fand man dieser Sage entsprechend an einer alten Begräbnisstätte bei Kola (Catal. d. ethn. Ausst. zu Moskau 1867. Nr. 848) in einem Sarge, ausser dem Schädel, auch ein Steinbeil.

Das Alter eines Theiles unserer, in Betreff der Form und Bearbeitungsweise sehr unvollkommenen Steinwerkzeuge lässt sich hinter das VIII. Jahrh. verlegen. Ein specifisches Steinalter konnte im Ostbalticum bis zum VI. Jahrh. reichen.

Noch gelang es nicht, sei es an alten Gräbern und deren Inhalt (Gräber Litauens S. 127) oder an Steinwerkzeugen, die verschiedenen, in unserem Areal auftretenden finnischen, litauischen und slavischen Stämme scharf von einander zu unterscheiden. Nichtsdestoweniger wird ein bedeutender Fortschritt in der Beurtheilung unseres materiellen archäologischen Materials zugestanden werden müssen und dürfen wir der Hoffnung leben, dass fortgesetzte Forschungen nicht allein wesentlich zur Ergänzung mangelnder historischer Quellen beitragen werden, sondern dass, namentlich bei ausgedehnterer Anwendung naturhistorischer Methode, dereinst an mancher Stelle Licht geschafft werden wird, wo jetzt noch tiefes Dunkel herrscht.

Dorpat im December 1870.



Erklärung der Tafel.

Beile mit Schaffloch.

Fig. 1, zu Nr. 363, von Nowogrudek im Gouv. Minsk	S. 10.
„ 2 aus Livland, Litauen oder Weissrussland, Anm. zu Nr. 365 . .	S. 11.
„ 3, zu Nr. 357, vom Dorfe Boralyce im Kr. Igumen des Gouv. Minsk .	S. 10.
„ 4 aus dem Kreise Lepel oder Polotzk des Gouv. Witebsk	S. 7.
„ 5 aus dem Kreise Borisow des Gouv. Minsk	S. 8.
„ 6, zu Nr. 365, von Sluzk im Gouv. Minsk	S. 11.
„ 7, zu Nr. 362, aus der Umgegend von Minsk	S. 10.
„ 8, zu Nr. 206 — 279, Umgebung vom Past. Lassen in Ost-Kurland.	
Vgl. Nr. 2	S. 14.
„ 9, zu Nr. 331, von der Stadt Lida im Gouv. Wilna	S. 6.
„ 10 aus dem Kreise Borisow im Gouv. Minsk	S. 8.
„ 11 u. 12, zu Nr. 206 — 279, vom Lassen-Pastorat in Ost-Kurland.	
Vgl. Nr. 1	S. 14.

Meissel.

„ 13, zu Nr. 339, vom Dorfe Dziedzitowize im Kreise Borisow d.	
Gouv. Minsk	S. 8.
„ 14, zu Nr. 365 Anm., aus Livland, Litauen oder Weissrussland .	S. 11.
„ 15, zu Nr. 340, Fundort wie bei Fig. 13	S. 8.
„ 16 — 18 Meissel, angeblich aus Serpentin, gefunden im Kreise	
Borisow des Gouv. Minsk	S. 8.

Bohrer, Scheiben, Kugeln und Ringe.

„ 19, zu Nr. 325, ein geschlagenes Feuersteinstück, das als Boh-	
rer angesehen werden könnte, von Sawesha im Kreise	
Swenzani des Gouv. Wilna	S. 5.
„ 20, zu Nr. 330, aus der Umgegend Wilna's	S. 6.
„ 21 aus dem Kreise Borisow des Gouv. Minsk	S. 8.
„ 22 vom Gute Beloje im Kreise Lepel des Gouv. Witebsk	S. 7.
„ 23, zu Nr. 333, aus der Umgebung von Polotzk	S. 6.

Inhalt.

Uebersicht der in Liv-, Est- und Kurland und den Gouvernements Kowno und Witebsk seit 1865 bekannt gewordenen, sowie in den Gouvernements Wilna und Minsk überhaupt aufgefundenen Steingeräthe heidnischer Vorzeit S. 1. — Material dieser Steingeräthe und dessen Herkunft S. 15. — Bearbeitungsweise und Form S. 27. — Zweck S. 39. — Alter S. 44.

Nachtrag.

Von Herrn Oberlehrer J. B. Holzmayer zu Arensburg erhielt ich, nach dem Drucke der vorliegenden Abhandlung, folgende, bisher noch nicht beschriebene Steinwerkzeuge.

Von der Insel Oesel.

a) Doppelschneidiges Beil mit Schaftloch, oben und unten eben, an den Seiten rundlich geschliffen. Länge 104 Mm., grösste Dicke in der Gegend des Schaftloches 46, Länge des letzteren und der Schneide, sowie die Höhe des Beiles 37. Das Schaftloch im Innern schwach gereift, wenig schräg verlaufend und fast genau in der Mitte des Stückes ($\frac{1}{3}$) liegend; sein Durchmesser $\frac{29}{16}$. Material: geflamelter Hornblende-Gneis. Fundort: Nakämäggi bei Hirnus.

Von der Insel Moon.

b) Beil mit Schaftloch, ähnlich fig. 7 im Steinalter der Ostseeprovinzen, Dorp. 1865, jedoch in der Umgebung des Schaftloches nach unten und zu beiden Seiten verdickt. Länge 167 Mm., grösste Höhe oder Schaftlochs-Länge 52, grösste Dicke 68. Schneide 46 Mm. lang; Bahn verletzt, oval, mit 35 Mm. Dicken- und 30 Mm. Höhen-Durchmesser. Der Mittelpunkt des Schaftloches von Bahn und Schneide 90 und 77 Mm. entfernt; sein Durchmesser oben 34 und unten 31 Mm. weit und die Durchbohrung von zwei Seiten in Angriff genommen, da sich der Canal zur Mitte hin auf 27 Mm. verjüngt. Im Innern des Schaftloches bemerkt man, nahe der grösseren Oefnung, deutliche Reifen, sowie rothbraune, aus einer dünnen Rostlage bestehende Flecken. Zu diesem Beile wurde ein Geschiebe erwählt, an welchem zwei Stellen, aus Rücksicht für die Form, unbearbeitet blieben. Material: Grünstein, aus dunkelgrüner, schwärzlicher, krystallinischer Masse und weissen, dünnen Feldspathtäfelchen, die auf den Schliffflächen gewöhnlich eine verworren

strahlige bis filzartige Zeichnung hervorrufen, ähnlich dem Nadelporphyr von Christiania. Mit Ausnahme von Vertiefungen, die durch Verwitterung anscheinend chloritischer Stellen entstanden, sind die geschliffenen Stellen unverändert geblieben. Fundort: Rootsiwarre Saarwarre.

c) Meissel-Bruchstück, ohne Schneide, 37 Mm. lang, 40 breit, 21 dick. Material: Grünstein, feinkörniger. Fundort: Wahtraste.

d) Meissel, flacher, breiter, mit scharfer Schneide, 45 Mm. lang, 57 breit, 13 dick. Material: Grünstein, feinkörniger, mit Neigung zum Schieferigen. Fundort: Männiko.

e) Meissel, 75 Mm. lang, 40 breit, 13 dick. Material: Grünstein wie bei Nr. b, doch die weissen Feldspathkrystalle und die dunkle Amphibol- oder Augitmasse im Gleichgewicht, und daher heller gefärbt. Fundort: Lewwalöpmä.

f) Meissel, 52 Mm. lang, 35 breit, 13 dick. Material: Grünsteinporphyr, mit schwarzen, rundlich begrenzten Individuen in dichter, dunkelgrüner Grundmasse. Fundort wie bei Nr. e.

g) Meissel, 54 Mm. lang, 30 breit, 17 dick. Material: Grünstein, dunkler, feinkörniger, mit zwei kaum unterscheidbaren, innig gemengten Bestandtheilen. Fundort der vorige.

h) Meissel, 77 Mm. lang, 40 breit, 16 dick. Material: Grünstein wie bei Nr. e. Fundort wie früher.

i) Meissel, 62 Mm. lang, 47 breit, 15 dick. Material: Grünstein, aus lichte grünlichgrauer, dichter, krystallinischer Grundmasse, in welcher zwei Bestandtheile unterscheidbar und ausserdem mit einzelnen grösseren, milchweissen (Feldspath-) und dunklen Partikeln. Fundort: Moon, ohne weitere Angabe.

k) Meissel, an der Schneide beschädigt; Länge 93 Mm., Breite 49, Dicke 18. Material: Grünstein, dunkler, mit vorherrschender, feinkörnig krystallinischer schwarzer Masse und einzelnen gradlinig begrenzten bräunlichen Feldspathkrystallen. Fundort: Jhaigo.

l) Meissel; Länge 96 Mm., Breite 46, Dicke 19. Material: Chloritgestein. Fundort wie bei Nr. k.

n) Meissel; Länge 53 Mm., Breite 29, Dicke 12. Material: Grünstein wie bei Nr. i, doch dunkler gefärbt und ohne grössere Feldspathpartikel. Fundort: Lewwalöpmä.

n) Meissel; Länge 77 Mm., Breite 38, Dicke 18. Material: Grünstein wie bei Nr. g. Nach dem Auffinden dieses Stückes ist der Versuch gemacht worden, die Schneide desselben zuzuschleifen und hat sie dadurch eine überraschende Schärfe erlangt. Fundort bei Mulgo.

o) Meissel, stark verwittert und der Rücken nicht ganz erhalten. Länge 69 Mm., Breite 48, Dicke 12. Material: Grünstein wie bei Nr. e u. k. Fundort der vorige.

p) Meissel; Länge 50 Mm., Breite 35, Dicke 12. Material: Grünstein wie bei Nr. g u. n. Fundort: Moon ohne weitere Angabe.

Die aufgeführten Steinwerkzeuge ergänzen Nr. 102 - 104 im „Steinalter der Ostseeprovinzen“ und Nr. 310 - 317 der vor- ausgeschickten Aufzählung, so dass uns jetzt von der Insel Oesel 11 Exemplare und darunter 8 Beile mit Schaftloch, von der Insel Moon 14 Exemplare und darunter 2 Beile mit Schaftloch bekannt sind.

In Betreff des Materials bestehen diese Beile und Meissel, mit einer Ausnahme (Nr. a), aus Grünstein. Unter den Grünstein-Abänderungen erweckt aber die an den Nadelporphyr von Christiania erinnernde, besonderes Interesse, weil sie sich nicht allein bei Nr. b, e, k u. o wiederholt, sondern dasselbe Gestein früher (Steinalter d. Ostseeprov. S. 32) auch an Nr. 46^b (Kronzburg an der Düna), Nr. 51 (Ohlsen, Kirchspiel Laudohn, Kreis Wenden, Livland), Nr. 107 (Lihola bei Pölküll, Kirchspiel Kegel, Estland), Nr. 112 (Pillistfer, Kr. Fellin, Livland), Nr. 207 (Lassen-Pastorat Nr. 2 S. 14. fig. 8) und Nr. 315 (Burgberg Peude auf Oesel) nachgewiesen wurde. Geschiebe dieses Nadel-Grünsteins bemerkte ich in unseren Provinzen nur selten und hat es daher den Anschein, als sei man bei Auswahl des zu bearbeitenden Gesteins mit Vorbedacht und Kennniss zu Werke gegangen. In letzterer Ansicht werde ich auch noch dadurch bestärkt, dass die Nrn. 51, 107, 112 u. 207 zu den am sorgfältigsten bearbeiteten Steinwerkzeugen unseres Areals gehören.

Die Sendung Herrn Holzmayer's zeichnet sich durch die zahlreichen, in Folge des Vorkommens auf der nicht grossen Insel Moon, eine gewisse Zusammengehörigkeit bezeugenden Steinmeissel, sowie die Kleinheit einiger derselben aus. Sie besitzen durchweg ihre grösste Breite an der Schneide, welche, mit Ausnahme der von beiden Seiten gleichmässig zugespitzten Nrn. *c*, *m*, *n* u. *o*, an allen übrigen Stücken auf der einen Seite mit horizontaler und auf der anderen mit schräg abfallender Blattfläche versehen ist. Der Rücken oder die Bahn der Meissel erscheint an Nr. *c*, *f*, *g*, *i*, *k* u. *p* sorgfältig, an den übrigen nicht bearbeitet, doch wird man sie zum Gebrauch wohl alle in Holz gefasst haben. Sehr gewagt wäre es, behaupten zu wollen, dass dergleichen Meissel, und namentlich die ganz kleinen, vorzugsweise beim Opfercultus verworthen wurden. Auffällig bleibt immerhin, dass neben den Meisseln bisher keine messerartigen Formen, Lanzen- und Pfeilspitzen oder Hohlmeissel gefunden wurden, da der Grünstein auch zur Herstellung dieser Gegenstände gut geeignet ist.

Das doppelschneidige Beil Nr. *a* von Oesel gehört in unserm Areal (vergl. Nr. 52^c von Plater-Ammenhof im Kreise Danaburg und Nr. 365) zu den seltenen Formen.

Das Beil Nr. *b* von Moon, mit ungewöhnlich weitem, zum Anbringen eines tüchtigen Stieles wohlgeeignetem Schaftloche, erinnert in seinem Bau, die Schneide ausgenommen, recht lebhaft an den von unseren Fleischern zum Erschlagen des Rindes, neben dem Knopfbeil, gebrauchten eisernen Muker. Der Name dieses hammerartigen Instrumentes kommt wahrscheinlich vom dän. mukker, noll. moker für Hammer, woher J. Grimm (Gesch. d. deutschen Sprache. 2. Aufl. II, 714) das finn. muokkari ableitet, obgleich auch ein Verb. muokkaan, bearbeiten, vorhanden ist. Ein mir grade zu Gebote stehender Dorpater Muker ist in der Umgebung des centrirten Schaftloches verdickt und an einem Ende mit grösserer, am anderen mit kleinerer, beiderseits oval begrenzter Bahn versehen. Er besitzt 153 Mm. Länge, 53 Höhe oder Schaftlochlänge, 82 grösste Dicke und führt einen 990 Mm. langen, 47 und 49 Mm. dicken Holzstiel. Bei dieser Gelegenheit sei als weiteren Beweises der zahlreichen Fäden, welche noch immer christliche Gegenwart mit heidnischer Vergangenheit verknüpfen (vergl. S. 40 ff.), gewisser abergläubi-

scher Gebräuche der Mönchgüter auf der Insel Rügen gedacht. Diese Leute legen (Th. Zorn im Globus XVIII, 87) einen Hammer oder ein Beil vor den Sill (Schwelle) des Stalles und lässt man die Kühe darüber hinwegschreiten, wenn dieselben im Frühjahr zum ersten Male auf die Weide getrieben werden.

Einen zweiten Nachtrag zur Kenntniss der in unserem Areal aufgefundenen Steinwerkzeuge verdanke ich meinem Collegen A. Kotłarsky und dessen ausgezeichneten Bibliothek. Nach einer im Rumänzow-Museum zu Moskau unter Nr. 177 aufbewahrten, mit Abbildungen versehenen Handschrift erhielt man im J. 1820 bei Polotzk im Gouv. Witebsk (s. oben S. 6) aus Gräbern, die an einer „Olgerd's Weg oder Strasse“ genannten Stelle befindlich sind: 1) eine Speerspitze, 2) zwei Beile, aus grauem Granit, das eine ähnlich fig. 2 der beiliegenden Tafel, das andere wie fig. 16 geformt, doch mit Loch versehen. Ferner befanden sich in der archäologischen Ausstellung zu Warschau (Podczaszyński. Przegląd starożytności krajowych, Warschau 1857. p. 26 u. 28): 1) ein Beil, gefunden im Dorfe Gultina bei Wilna (Sammlung Podczaszyński's); 2) zwei Beile aus dem Gouv. Minsk (Sammlung Zawadzki's); 3) aus Litauen, ohne genauere Angabe des Fundortes, ein an beiden Enden stumpfes (Sammlung Stecki's) und ein Doppelspitz-Beil (Sammlung Przedziecki's). Ebendasselbst waren ausserdem (Podczaszyński, a. a. O. S. 24, 34 u. 35) folgende Geräte aus Feuerstein ausgestellt: 1) Meissel aus Litauen (Sammlung Stecki's); aus dem poln. Gouv. Augustowo (Samml. Strończynski's); aus der Nähe von Warschau (Samml. Hauger's) und aus dem Kreise Stanisławow des Gouv. Warschau (Samml. Podczaszyński's); an letzterem Exemplar ist jedoch die Feuersteinbestimmung unsicher. 2) Pfeil- und Speerspitzen aus einer Graburne Volhyniens (Sammlung Stecki's). 3) Pfeilspitzen und eine breite, kunstvoll gearbeitete Speerspitze aus der Umgebung von Kremenez in Volhynien. — Diese Geräte aus Feuerstein können alle aus einheimischem Material hergestellt sein. Als Ergänzung des seltenen Vorkommens von Steinwerkzeugen in Gräbern (S. 38) sind hier aber die Pfeil- und Speerspitzen aus einer volhynischen Graburne hervorzuheben. Doch darf nicht vergessen werden, dass zwischen Bestimmung oder

Zweck dieses Geräthes und der Steinbeile wesentliche Unterschiede bestehen, und auch in Rücksicht ihres Alters bedeutende Verschiedenheiten statthaben können, da ohne Zweifel Pfeil- und Speerspitzen viel länger im Gebrauch gewesen sind als Steinbeile.

Endlich wären für das Gouvernement Wladimir (S. oben S. 23) noch nachzuholen (Westnik d. arch. Ges. zu Moskau I. Chronik. S. 9 u. 14 mit zwei Holzschnitten), eine in der Mitte verdickte kleine Scheibe und eine Speerspitze, beide aus Feuerstein bestehend und in der Kolpinsker Schlacht, 7 Werst (eine Meile) von Murom an der Oka gefunden.

Februar 1871.



Ehstnische Dialekte und ehstnische Schriftsprache.

Von Herrn Akademiker Dr. Ferdinand Wiedemann in St. Petersburg.

Bei allen Völkern oder Völkchen, und wenn sie auch nur wenige Tausende zählen, wie die Esten, finden wir die Erscheinung, daß nicht alle Individuen derselben ganz dieselbe Sprache sprechen, sondern in einer größeren oder geringeren Anzahl Dialekte, die mehr oder weniger unter sich abweichen. Die an sich schon nur wenig zahlreichen Völker z. B. sprechen nicht allein in der spanischen und französischen Ebene verschieden, sondern es hat auch in den von ihnen bewohnten Pyrenäen jedes Thal noch seinen besonderen, zum Theil sehr abweichenden Dialekt. Leben die Völker in mehreren Millionen über einen weiten Raum verbreitet, und kommen noch Localitäten hinzu, welche die Absonderung erhalten und begünstigen, namentlich Gebirge wie bei den Völkern, so kann die Dialektverschiedenheit sich in dem Maße steigern, daß die an den Extremen des Sprachgebiets lebenden Leute sich gegenseitig gar nicht mehr verstehen, wie es z. B. in Deutschland der Fall ist. Dieselbe Mannichfaltigkeit der Sprache ist nun auch im Ehstnischen da. Es hat nicht nur den Allen bekannten Unterschied eines sogenannten rebalschen und körptschen Hauptdialektes, sondern ein jeder dieser beiden hat wieder seine Unterdialekte, und außerdem hat jedes Kirchspiel, jedes Gutsgelbiet, ja vielleicht jedes Dorf seine Eigenthümlichkeiten, an welchen die Nachbarn einander durch die Sprache auch in der Dunkelheit erkennen. Wie die Systematiker des Thier- oder Pflanzenreiches über den Begriff der Art (*species*), der Grundeinheit des Systems, noch nicht durchaus einig sind, so ist auch in der Linguistik, so viel ich weiß, noch nicht eine Alle befriedigende Definition davon gegeben, was man als Sprache, die Grundeinheit des Sprachsystems, und was

man als Dialekt, der Varietät des Thier- oder Pflanzenreichs entsprechend, zu bezeichnen habe. Es würde sonderbar erscheinen, daß man z. B. das Portugiesische und Spanische oder das Holländische und Deutsche als zwei Sprachen ansieht, obgleich doch der Galicier in Spanien den Portugiesen leichter versteht als manchen andern Spanier, der Niederdeutsche den Holländer leichter als manchen deutschen Landsmann, und ungereimt, daß man umgekehrt wieder Holsteiner und Bader, die sich gegenseitig völlig unverständlich sind, doch als eine Sprache, die deutsche, redend ansieht, wenn hier eben nicht noch andere Dinge als nur die Beschaffenheit der Sprache an sich berücksichtigt würden.

So lange Einer nur seiner nächsten Umgebung etwas mitzutheilen hat, so kann die Haus- oder Kirchspiels- oder Districtsprache genügen, und so lange ist auch das Bedürfnis nach einer besonderen Schriftsprache nicht vorhanden, sobald aber die Mittheilung über diese engen Gränzen hinaus sich an die ganze Nation richten will, so muß dies auch in einer der ganzen Nation verständlichen Sprache geschehen, gleichviel ob diese mit irgend einem gesprochenen Dialekt identisch ist oder nicht, denn gelernt muß sie doch jeden Falls werden, wenigstens von dem größeren Theile des Volkes. Ein solches Medium der Mittheilung ist also zunächst Schriftsprache, da die Mittheilungen in die Ferne selbstverständlich auf schriftlichem Wege geschehen, und da dieselben in der Regel über das Alltägliche hinausgehen, und den höheren geistigen und Culturinteressen dienen, also den geistig höher stehenden Theil der Nation zu ihren Urhebern haben, so ist die Schriftsprache überall auch zu der gewöhnlichen Conversationsprache der Gebildeten geworden, und jedes Glied der Nation, mag es zu Hause sprechen, wie es wolle, muß sie verstehen, um zur Aufnahme und zum Genuß des in derselben Gebotenen befähigt zu werden. So ist in Deutschland das Hochdeutsche durch die Schulen in der ganzen Nation verbreitet, wenn auch im alltäglichen Verkehr und in der gemüthlichen Conversation bei den Ungebildeten durchaus und bei den Gebildeten noch öfters der lebende Dialekt in seinem Rechte bleibt. Ähnlich ist es in Frankreich, Italien, Spanien, England und bei allen Culturvölkern überhaupt, nur die sogenannten Racenvölker sind bei der Dialektspaltung stehen geblieben. Der Sprachforscher hat wohl oft Gelegenheit zu bedauern, daß die Schriftsprache meist ausschließlich als Repräsentant der Sprache angesehen wird, daß sie gleichsam als die typische Form der Species

gilt, und die Dialekte als bloße Varietäten davon in den Schatten gestellt und vernachlässigt werden; aber wer einmal seinen Kopf darauf gesetzt hat, auch diese kennen zu lernen, der wird, wenigstens so lange sie noch leben, schon auch Mittel dazu finden, und die Vortheile des Besizes einer allgemeinen Schriftsprache sind so eminent, daß jedes vorwärts strebende Volk, das mit in die Reihe der Culturvölker treten möchte, keine Entsagung, kein Opfer an Materiellem oder Gemüthlichem scheuen sollte, um eine solche zu erlangen. Die allgemeine Schriftsprache ist freilich noch nicht die Cultur, aber das Umgekehrte, eine selbständige Cultur ohne diese, ist nicht denkbar. Die allgemeine Schriftsprache ist, ein Mal, das Band, welches die Dialekte zu einer nationalen Einheit verbindet, ihnen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, das Gefühl einer größeren Stärke und Sicherheit giebt, ist auf geistigem Gebiete dasselbe, was auf politischem der Gesamtstaat gegenüber der gemüthlichen aber ohnmächtigen Kleinstaaterie; die von Allen gebrauchte hochdeutsche Schriftsprache ist es, welche Badenser und Holsheimer, Griechen und Baiern insgesamt zu Deutschen macht, obgleich sie in ihren Dialekten sich gegenseitig nicht verstehen, und die sechzehn Millionen österreichischer Slaven, das Paradiespferd der separatischen Tschechen, sind nicht eine Nation, so lange sie keine gemeinschaftliche Schrift- und Conversationsprache haben, sondern auf ihrem Congreß sich einer fremden als Verständigungsmittels bedienen müssen, eben so wenig wie die so und so viel Millionen Romanen, sondern sie sind nur einzelne Völcher, von denen jedes politisch nicht mehr wiegt, als sein Eigengewicht beträgt; eine allgemeine Schriftsprache ist aber zweitens auch das, was eine Nation nach außen hin repräsentirt der anderen gegenüber, das Testimonium maturitatis, mit dem sie sich den andern Culturvölkern an die Seite stellt und befähigt ist, einen selbständigen Entwicklungsgang zu nehmen, denn die Schriftsprache setzt nach dem oben Bemerkten eine über das Alltägliche und Hausbackene sich erhebende Literatur voraus, die ihrer bedarf. So lange einem Volke diese beiden unumgänglichen Dinge fehlen, ist es darauf angewiesen das, was über den Elementarunterricht hinausgeht, von fremden Lehrern zu empfangen und eine fremde Sprache als Behülfe des höheren Unterrichts zu gebrauchen. Dieß zeigt der Bildungsang der europäischen Völker, keines hat die Bildung aus sich selbst allein genommen, jedes hat sie von andern empfangen, und hat, wenn es nach gründlicher Bildung strebte, die fremde Unterrichtssprache

und die in dieser geschriebenen Lehrbücher erst dann weggeworfen, als es selbst eine Allen verständliche Sprache und in dieser geschriebene wissenschaftliche Werke für Lehrende und Lernende besaß. Ob ein Volk schon dahin gediehen ist die fremde Kultursprache, wie die Deutschen die lateinische, verlassen und von nun an eine eigene, nationale Kultur verfolgen zu können, das ist eine Frage, welche ein jedes sich selbst beantworten muß, da es allein die aus einer etwaigen Verfrühung oder Verspätung ihm erwachsenden Nachtheile zu tragen hat. Es kann daher hier weder meine Absicht noch meine Aufgabe sein, zu untersuchen und zu entscheiden, ob die Ehsten sich jetzt gerade an einem solchen Scheidewege befinden, es fehlt ihnen in ihrer eigenen Mitte nicht an einflußvollen und gebildeten Männern, welche darüber urtheilen mögen. Thatsache ist es, daß mehrfach unter den Ehsten sich Stimmen erheben haben, welche nach rein nationalen höheren Bildungsanstalten verlangen und einen selbständigen Kulturweg eingeschlagen wissen wollen; das wird einstweilen genügen, um es nicht inopportun erscheinen zu lassen, wenn ich mir hinzuweisen erlaube auf das, was vorher gehen muß, nämlich die Erlangung einer gemeinsamen, gleichen Schriftsprache.

Wie kommt man nun aber zu einer allgemeinen Schriftsprache, und wie sollen insbesondere die Ehsten zu dieser so warm empfohlenen Sache gelangen? — Auf autokratischem oder parlamentarischem Wege decretirt ist sie wohl noch nie, durch ein Plebisit, nach allgemeiner Volksabstimmung eben so wenig, sondern, was man schon a priori voraussetzen konnte, das ist auch, so viel man hat erfahren können, überall geschehen. Zuerst schrieb Jeder in seinem Dialekte, sei es nun, daß er von anderen überhaupt nichts wußte, oder daß er den seinigen für den vorzüglichsten hielt, oder daß er diesen am besten zu handhaben verstand. Die zweite Phase war, daß entweder durch politische oder persönliche Einflüsse, oder durch auch von Leuten aus anderen Dialekten anerkannte Vorzüge, oder dadurch, daß man das Wohlgefallen an dem in irgend einem Dialekte Geschriebenen auf den Dialekt selbst übertrug und zum Theil diesem zuschrieb, ein Dialekt bevorzugt wurde vor anderen, und daß durch die moralische Pression, welche dieß auf Jeden üben mußte, der auch etwas möglichst Besseres Gefallendes schreiben wollte, dieser Dialekt zuletzt ganz oder fast allein in Schriften verwendet wurde. Als es dahin gekommen war, so wurde die dritte und letzte Phase unvermeidlich, nämlich die allendliche Loslösung der Schriftsprache von dem Dialekt, aus

welchem sie hervorgegangen war, und ihre Selbständigkeit gleichsam als ein Dialekt für sich, aber nicht als ein partieller, sondern als ein Allen bekannter. Es ist bekannt; daß es viel schwerer ist, eines Dialektes der eigenen Sprache vollkommen Herr zu werden, als einer ganz fremden Sprache, weshalb, das mag hier unerörtert bleiben. Wenn nun also so Viele sich eines Dialektes bedienten, in welchem sie nicht geboren und aufgewachsen waren, so konnte es nicht fehlen, daß dieser dadurch mannichfach modificirt wurde, noch jezt kann man das sogenannte engere Vaterland manches deutschen Schriftstellers an seiner Sprache erkennen. Der Schreibende erlaubte sich, wie er sich noch jezt erlaubt, aus seinem Dialekte Wörter und Wendungen einzuführen, welche ihm besonders treffend und bezeichnend erscheinen, auch wohl hier und da nach selbst gemachten Theorien die Sprache zuzustutzen; Manches davon fand auch bei Anderen Aufnahme und Nachahmung und bürgerte sich ein, wenn auch manches Andere wieder schwand. Von so vielen nicht im Dialekt Geborenen gebraucht, mußte die Schriftsprache sich immer mehr von der Volkssprache entfernen, und Eigenthum der gebildeten Classe werden, dadurch fiel sie immer mehr der Theorie anheim, an die Stelle von Bildungen nach Analogien des ursprünglichen Dialektes traten zum Theil Bildungen nach willkürlichen Analogien namentlich mit der Tendenz, eine größere Gleichmäßigkeit und Regelmäßigkeit zu schaffen, wodurch natürlich auch die nothwendige Erlernung durch Alle erleichtert wird. Die Schriftsprache steht im Allgemeinen zu den Dialekten in demselben Verhältniß, wie die neueren Sprachen zu den alten. Sie ist wort- und formenärmer, abstracter, aber einfacher, conciser, regelmäßiger, leichter zu erlernen. — Es versteht sich, daß von dem hier Gesagten vielleicht nicht Alles und Jedes auf jede beliebige Schriftsprache Anwendung findet; ich habe hier keine besondere im Auge gehabt, sondern nur aus verschiedenen combinirte Umrisse geben wollen.

Die ehrlische Schriftsprache befindet sich noch in ihrer ersten Phase, der der Confusion aller Dialekte, also noch ziemlich weit vom Ziele. Einstweilen schreibt noch Jeder, wie er von Jugend auf zu sprechen gewohnt ist, und wie er seinen Nachbar und Gewatter sprechen hört. Jeder gebraucht unbedenklich Formen, die anderswo nicht gebräuchlich, und Wörter, die anderswo nicht verständlich sind, und nur selten mag Einer eine klare Vorstellung hiervon haben, und noch seltener giebt Einer sich die Mühe, ein anderswo unverständliches Wort durch ein anderes in Parenthese dazu gesetztes zu erklä-

ren. Im Anfange der Schriftperiode, als die Literatur nur geistlichen Inhalts war, und fast ausschließlich Prediger die Schreibenden waren, galt die Bibelübersetzung als Norm für die Schriftsprache, und in geistlichen Schriften ist sie es noch jetzt. Die Frage liegt nahe, warum man denn nicht bei dem Althergebrachten, Bekannten bleiben kann, sondern nur Neues aufsuchen soll, um es an dessen Stelle zu setzen. Der Kirchensprache hatten sich auch die Ebstäts selbst schon anbequemt, so zwar, daß sie ganz allgemein — zum Theil ohne Zweifel gegen das eigene bessere Wissen — auch die Fehler der Kirchensprache gleichsam wie einen höheren Styl gewissenhaft beibehielten, und wenn auch Ahrens zu weit geht, wenn er die in der Volkssprache vorkommenden Abweichungen von den in seiner Grammatik gegebenen Formen der Kirchensprache zuschreibt, so kann man sich doch der Meinung nicht erwehren, daß die erstaunliche Incorrectheit der Sprache in den ebstätschen Schriften zum Theil jener Ehrerbietung vor der Kirchensprache, auch in ihren Fehlern, zuzuschreiben ist; ich bin überzeugt, daß fast jeder Schriftstellernde Ebstäts correcter spricht als schreibt. — Es liegt mir durchaus fern, das Verdienst der Bibelübersetzer herabsetzen oder ihre Arbeit bemäkeln zu wollen. Sie haben Ungeheures und Bewundernswerthes geleistet, aber daß die Bibel unzählige Fehler enthält, ist dennoch ein fait accompli, das heut zu Tage wohl Niemand in Abrede stellt, wenn man auch darüber noch nicht einig ist, wie und was corrigirt werden soll und darf. Man hat gemeint, berücksichtigen zu müssen, daß die Bibel zugleich Schulbuch ist, und daß es große Inconvenienzen haben würde, wenn die Schüler zum Lesen gar zu verschiedene Texte hätten. Manche haben gefürchtet, daß die ungebildeten Leser Correcturen grammatischer Fehler von wesentlichen Textveränderungen nicht recht würden zu unterscheiden wissen, daß die gut gemeinten Bemühungen der Correctoren ihnen ein Vergerniß sein würden, daß sie glauben könnten, man habe ihnen die Bibel verfälscht, oder daß sie wenigstens in ihrem Glauben an die Heiligkeit und Unantastbarkeit der Schrift irre gemacht werden könnten. Diesen Befürchtungen ist allerdings nicht jede Berechtigung durchaus abzuspochen, es ist nur eben sehr schwer dabei eine Gränze zu ziehen, über welche man in der Correctur nicht hinaus gehen soll. Nur die wirklichen Fehler corrigiren lassen, sonst aber die Sprachformen intact zu lassen, das klingt freilich sehr einfach, ist aber in der Ausführung gar nicht sehr einfach. Wer soll bestimmen, was falsch und was richtig ist, so lange nicht eine Grammatik da ist, deren Aussprüche

allgemein anerkannt werden? So haben denn die von Zeit zu Zeit vorgenommenen Revisionen des Bibeltextes bisher noch nicht zu einem befriedigenden Resultate führen wollen. Was der Eine corrigirt haben wollte, daran hielt der Andere fest, weil er behauptete in seiner Gegend so sprechen zu hören, was wegen der Dialektverschiedenheiten auch allerdings so sein mochte. Die Concessionen an das so oft vorgebrachte und vorgeschüßte „in meiner Gegend spricht man so“ haben zur Folge gehabt, daß man bei den Revisionen nicht mit der nöthigen rücksichtslosen Consequenz hat vorgehen können, bei den vielen Rücksichten, die man zu nehmen hatte, wurde Manches an der einen Stelle verändert, was an der anderen stehen blieb, oder schon gemachte Aenderungen wurden bei einer späteren Ausgabe zum Theil wieder zurückgenommen. So bleibt denn nun, auch wenn wirklich alle eigentlichen Fehler corrigirt werden, die Sprache der ehnischen Bibelübersetzungen eine so bunte und so wenig gleichmäßige und consequente*), daß sie unmöglich als allgemeine Schriftsprache empfohlen werden kann. Aber noch aus einem anderen Grunde kann die Kirchensprache nicht wohl als Muster für den Schriftgebrauch überhaupt gelten. Es wird jetzt über unzählige Dinge geschrieben, wofür in den kirchlichen Schriften keine Vorbilder gefunden werden, so daß der Schreibende doch wieder auf die Volkssprache angewiesen ist, und aus dieser ein Dialekt gewählt werden muß. Fast jede Seite oder Spalte eines neu erscheinenden Buches oder Zeitungsblattes bringt in der Literatur noch nicht dagewesene Wendungen und Ausdrücke, für welche weder Wörterschatz noch Phraseologie der Bibel ausreichen, wie Pilze nach dem Regen — die Ergänzungen meines eben erst ein Jahr alt gewordenen Lexikons geben Zeugniß davon — schließen von allen Seiten neue Wörter empor, theils Lehnwörter theils Neubildungen, theils glückliche theils unglückliche Griffe, öfters mehrere für einen und denselben Begriff, da der Eine noch nicht Zeit gehabt hat sich mit dem-bekannt zu machen, was vor ihm schon ein Anderer nach derselben Richtung hin versucht hat. Die ehnische Schriftsprache befindet sich eben, wie schon bemerkt wurde, in der Phase der Gä-

*) Die ehnische Syntax ist, mit wenigen Ausnahmen, überall dieselbe, und über die Fehler dahingegen wird man sich leicht einig sein, die Formenlehre aber ist ohne sehr mannichfaltige, und wenn auch die des einen Dialekts an sich eben so berechtigt sind wie die des andern, so können in einer Schriftsprache doch wohl nicht für denselben Kasus, für denselben Theil der Conjugation verschiedene Formen zugleich gebraucht werden in gleich gebildeten oder gar in den nämlichen Wörtern.

rung und Confusion, die zweite, die der Abklärung und Festsetzung ist noch zu erwarten.

Welcher Dialekt soll denn nun aber Schriftsprache werden? — Ich will hier nicht unerwähnt lassen, daß die revalchsnische Bibelübersetzung, welche zuerst als Muster diente, in dem westlichen Ebstland entstanden ist, und in ihrer ersten Gestalt auch noch besser als jetzt einen Volksdialekt repräsentirt haben mag. Allein dieser Dialekt empfiehlt sich aus inneren Gründen, auf welche ich sogleich ausführlicher zurückkommen werde, für die Schriftsprache nicht. Die Entscheidung darüber, welcher andere an die Stelle zu setzen wäre, liegt in den Händen der Schriftsteller selbst, welche sich darüber zu vereinigen haben, octroyirt werden kann er ihnen von Keinem, am wenigsten von einem Fremden. Bis es aber zu einer solchen Entscheidung kommen kann, ist noch mancher lange Schritt vorwärts zu thun. Um aus Gründen, deren man sich bewußt ist, einem Dialekt vor anderen den Vorzug geben zu können, muß man sie vor allen Dingen alle kennen; um sie zu kennen muß man ein Mittel haben sie zu erlernen. Das könnte praktisch geschehen auf einer Rundreise durch das ganze Ebstland, allein dieses Mittel würde viel Zeit erfordern, und nur den Wenigsten möchte ihre Lebensstellung erlauben davon Gebrauch zu machen. Einfacher ist es, wenn man sie in einer Grammatik beisammen hat, und durch eine solche beabsichtige auch ich mich daran zu betheiligen. Ich bin zwar weder ebstnischer Schriftsteller noch ein Solcher, der es werden will, aber von dem Rechte eines jeden Autors, den Gegenstand, welchen er behandeln will, frei zu wählen, geteile ich in der Weise Gebrauch zu machen, daß ich eben den Dialekt, welchen ich für den angegebenen Zweck am geeignetsten erachte, ausführlich behandelt voranstelle, die anderen aber mit ihren Abweichungen in die Anmerkungen verweise. Welcher Dialekt meiner Meinung nach für den Schriftgebrauch gewählt zu werden verdient, das wird sich aus der folgenden Skizze der ebstnischen Dialekte ergeben.

Die ebstnische Sprache zerfällt zunächst in zwei Hauptgruppen von Dialekten, eine nördliche und eine südliche, gewöhnlich als Revalchsnisch und Dörptchsnisch bezeichnet. Das Letzte, auf einen ungleich kleineren Raum beschränkt, umfaßt nur den nördlichen Sprengel, wo es zugleich Kirchen- und Schulsprache ist, den südlichen Theil des Festlands, wo es nur Hausprache und durch die revalchsnische Kirchen- und Schulsprache beeinflusst wird, bis im Norden dieses Sprengels das Revalchsnische vorherrschend wird, und einen kleinen

daran gränzenden Theil des pernauschen unter denselben Verhältnissen. In der Vorzeit entsprachen diesem Gebiete etwa die beiden Gebiete der Sakkaler und der Ungannier, und die Sprache ist hier, nämlich im äußersten Osten, von der revalesthnischen so abweichend in Wörtern und Wortformen, daß man vielleicht berechtigt ist anzunehmen, die Dörptesthnischen und Revalesthnischen hätten von Anfang an zwei abge sonderte Zweige des Esthnischen gebildet, wie in Finnland die Karjalaiset und Hämmäläiset, ja es lassen sich sogar manche specielle Analogien und Berührungspunkte nachweisen in der Sprache dieser mit dem Revalesthnischen und jener mit dem Dörptesthnischen. — Das Dörptesthnische im weiteren Sinne theilt sich wieder in zwei Theile, das Dörptesthnische im engeren Sinne, im Westen, und das Werroesthnische, im Osten des Sprachgebietes in den Kirchspielen Neuhausen, Rappin, Bölowe, Kannapää, Raage, Garjel und zum Theil Odenpää und Anzen, alle natürlich wieder, wie schon oben bemerkt, mit mehr oder weniger kleineren Eigenthümlichkeiten. Dahin gehört z. B. in Raage und Garjel die Vorliebe für das H im Anlaute, wo sonst der unaspirirte Vocal steht, in Anzen die Pluralpersonen ohne Personalendung, in Neuhausen die gutturale Aussprache des harten L und die des Diphthonges oi gleich dem russischen *лз*; diese Eigenthümlichkeiten in der Aussprache sind so auffallend, daß man, wenn man zum ersten Male hinkommt, glaubt Russen esthnisch sprechen zu hören. Im Werroesthnischen hat sich das Besondere des südlichen Dialectes am reinsten erhalten, während nach Westen hin dieses Besondere mehr und mehr verwischt, und die Sprache durch das Revalesthnische gemischt und verunreinigt wird und vom Werroesthnischen gilt daher vorzugsweise, was man als Charakteristisches dieses südlichen Dialectes anführen kann. Von diesem Charakteristischen, welches sich nebst den eigenthümlichen Wörtern fast ganz so im Finnischen wiederfindet, führe ich Folgendes an: 1) Die Vocalharmonie, welche das Dörptesthnische im engeren Sinne schon nicht mehr hat; eben so wenig das Revalesthnische. Es erscheint sonderbar, daß ein so eigenthümlicher Zug in der Sprache sich nur bei einer kleinen Parcellle des Volkes findet, es kommt indessen ähnliche Ungleichheit auch bei anderen finnischen Völkern im Osten vor, wo z. B. die Lischeremissen auf dem rechten Wolgaufer andere Gesetze der Vocalharmonie haben als auf dem linken, unter den Nordwinen die Ersä andere als die Wolscha. Daß die Vocalharmonie früher viel weiter im Esthnischen verbreitet gewesen ist,

dafür spricht noch Manches, jeden Falls ist sie da, wo sie sich vorfindet, nicht später erst angenommen, sondern aus der Vorzeit erhalten. — 2) Neben der Vocalharmonie hat das Werrochtnische noch überhaupt eine große Freiheit in der Vocalisation. Die langen Vocale werden, wenn der starke Accent darauf fällt, in der Qualität merklich modificirt, auch haben sich hier, wie im Finnischen, noch O und U als deutlich verschiedene Auslaute neben einander erhalten, während anderswo der Auslaut so zwischen O und U schwankt, daß man entweder überall O schreibt, wie bisher die meisten Schriftsteller, oder überall U, wie Ahrens wollte; die Verbaluscita mit U zu schreiben, während man den Nomina überall O giebt, ist wohl ein bloß künstlich erdachtes Unterscheidungsmittel und nicht wirklich in der Lautung begründet, der Imperativ koggu (sammeln) der älteren Schreibweise klingt sicherlich ganz eben so wie das Substantiv koggo (Sammlung). Im Werrochtnischen dagegen sind Wörter wie magu (Geschmack) und mago (Magen), kulu (Verbrauch) und kulo (dürres Gras) deutlich unterschieden, und die Wörter auf o behalten diesen Laut auch vor Suffixen deutlich hörbar (elo, elol, elole, ekost), wo revalchtnische Schriftsteller gemeint haben es in u verwandeln zu müssen (ello, ellul, ellule, ellust). — 3) Die dritte Singularperson des Präsens, wenn es schwach ist, wird stark gebildet ohne Personalendung, z. B. temä and, taht, tege, wo im Westen, dem Revalchtnischen analog annap, tahap, teep gesprochen wird. — 4) Die Bildung des Imperfectis ohne das s in der Endung, welche im Revalchtnischen selten vorkommt (olin, tulin, panin, tegin) oder mit der volleren Form wechselt (katin, heitin, wötin oder kaisin, heitsin, wötsin), hat hier, wie im Finnischen, viel größere Ausdehnung, und die Werrochtnen gebrauchen dann auch hier zum Theil die dritte Person ohne Personalendung, wie im Präsens (temä and, wött, katt). — 5) Das Suffix des Activi, revalchtnisch -se, ist hier -he, nach Westen -de, -te, z. B. südamese (im Herz) hier söämehe, söämete, und das des Inessivi, im Revalchtnischen s, ist hier h, nach Westen n, wie jões (im Flusse), jöeh, jöen, linna (in der Stadt), linah, linan. — 6) Im Werrochtnischen verlieren manche Flexionsendungen den auslautenden Consonanten des Revalchtnischen, so der Plural der Nomina und Pronomina, die erste Singular- und die dritte Pluralperson, die Participle der Vergangenheit, z. B. nē, sörme, revalchtnisch näd (diese), sörmed (Singer), osta, ostwa, ostnu,

ostetu oder ostet, revalenisch ostan (ich laufe), ostawad, ostnau, ostetud. Die Werroehsten ersetzen gewissermaßen das im Plural weggefallene d durch einen anderen Consonanten, eine eigenthümliche Aspiration oder ein hörbares Abbrechen des Lautes (aē', sirme'). Bemerkenswerth ist es, daß im Finnischen der Dialekt der Woten (Watialaiset) in der Gegend von Jamburg das n des Genitivs ebenfalls durch eine solche Aspiration ersetzt, die auch weiter nach Westen, im Revalenischen, verschwindet, und daß die Werroehsten ihre Aspiration ebenfalls für ein finnisches n eintreten lassen, nämlich in manchen Adverbien aus dem finnischen Adverbialcasus. — 7) Es giebt hier eine besondere Steigerung des Accents, wodurch — auch ohne Firmation der Consonanten — der Infinitiv vom Genitiv und der Plativ vom Infinitiv unterschieden werden kann, wenn sie im Revalenischen gleichlautend sind; dort habe ich nur im Südosten und zum Theil auch im Südwesten, also in den an das Dörptenische gränzenden Dialecten etwas Aehnliches gehört, jedoch nicht mit gleicher Deutlichkeit und Entschiedenheit.

Das Dörptenische ist bis auf die Gegenwart immer als Schriftsprache gebraucht worden und zwar noch seit etwas früher her, als das Revalenische, aber nicht in der reinen und consequenten Form, wie sie das Werroehstnische darbietet, sondern in der unreinen, mit Revalenischem gemischten aus der Gegend von Dorpat. Wenn es sich nun darum handelt für das gesammte Estenland eine einzige, das ganze Volk zusammenbindende Schriftsprache zu schaffen, so ist es wohl außer aller Frage, daß das Dörptenische, auch in der reinen, werroehstnischen Gestalt, dazu nicht dienen kann. Der Bezirk desselben ist gar zu klein, die Sprachform den Revalenisten viel weniger verständlich als umgekehrt. Der Umfang der Literatur ist eben so klein wie das lesende Publikum, von der Bibel sogar ist nur das neue Testament gedruckt, das alte bloß im Manuscript vorhanden, daher werden denn auch revalenische Bücher im dörptenischen Bezirk gelesen, und das Volk ist dadurch mit der Sprache vertraut geworden, während schwerlich ein dörptenisches Buch irgendwo von den Esten gelesen wird außerhalb der Dialectsgränzen. Wenn es Manchem traurig sein sollte, von der gewohnten Schriftsprache scheiden zu sollen, so mag er sich damit trösten, daß durch eine allgemein geltende revalenische Schriftsprache das Dörptenische noch nicht durchaus und auf immer als solche verdrängt zu werden braucht. Es wäre gewiß zu bedauern, wenn wir Deutsche

etwa die unbekannten „Ole Kumellen“ von Reuter oder die „allemanischen Lieder“ von Hebel nur in der hochdeutschen Uebersetzung besäßen. Vermöge des verschiedenen Charakters der mehr kalten, farblosen, abstracten, künstlichen Schriftsprache und der warmen, gemüthlichen Dialekte wird es immer Gegenstände genug geben, die man lieber in diesen als in jener behandelt und liest, und wohl die meisten Schriftsprachen haben neben sich noch eine kleine Dialektliteratur; aber darum wird es doch Keinem einfallen, ein Werk von ernstem, wissenschaftlichem Inhalt im allemanischen oder neapolitanischen Dialekt zu schreiben. Die allgemeine Schriftsprache mag sein zum Belehren, Sprechen und für die Kunstpresse, dem Dialekte mag das Plaudern und die Volkspresse verbleiben.

Das Gebiet des Revalchsnischen, dessen Verhältniß zu dem Dörptchsnischen schon in dem Obigen enthalten ist, zerfällt eben so in zwei Hauptgruppen von Dialekten, deren Gränze ungefähr eine von Reval nach Oberpahlen gezogene Linie bilden mag, und die man daher als die nordöstliche und südwestliche bezeichnen kann. Die erste ist charakterisirt durch größere Consequenz in der Flexion, durch regelmäßige Mutation, wie sie auch die Sprache der südlichen Ebnen hat, in der zweiten wird die Mutation oder namentlich die Lenutation vielfach unterlassen, wodurch die Flexion unregelmäßig und unconsequent wird. In der Declination wird besonders an dem Inessiv des Singulars einsylbiger Wörter die starke Form behalten, obgleich alle anderen Casussuffixe an die schwache Form gehängt werden, z. B. *nabkas*, *aitas*, *töpis*, *palkis*, *koskes*, und ich selbst bin in allem Ernst gefragt worden, ob ich denn wirklich auf meinen Reisen irgendwo *nahas*, *aidas*, *töbis*, *palgis*, *kozkes* sprechen gehört, und ob es nicht bloß eine theoretische Schrulle von Ahrens sei, so zu schreiben! — Daraus geht hervor, daß wiederum Ahrens im Unrecht ist, wenn er behauptet (§ 108), die Ebnen gebrauchten nirgends jene untenirten Inessive, und sie seien nur aus der Sprachunkunde der ersten Schriftsteller entstanden. Selten ist der Gebrauch derselben harten Wortform im Elativ (also *nakkast*, *aitast*, *töpist*, *palkist*, *koskest*), häufig dagegen im Plural, wenn die Suffixcasus nicht vom Genitiv, sondern vom Infinitiv des Plurals gebildet sind, also nicht bloß im Inessiv, nach dem Singular (wie *köikis*, *rindus*, *nakkus*, *raudus*, *paukus*), sondern auch in anderen Casus (*köikil*, *köikile*, *köikist* u.). Ein eigenthümliches Verhältniß entsteht noch

dadurch, daß man im Südwesten öfters zweisylbige Wörter zu einsylbigen verkürzt, wie pilw, laim, räim für pilwo, laimo, räime. Wenn nun dasselbe geschieht mit zweisylbigen Wörtern auf -as, welche den Genitiv firmiren, so werden, da in einsylbigen Wörtern der Nominativ die starke Form haben muß, die Mutationsgesetze umgekehrt, z. B. künk G. kün̄ga, urk G. ur̄ga, röp G. rō̄ba, anstatt kungas G. kün̄ka, urgas G. ur̄ka, rōbas G. rō̄pa. Dief giebt dann weiter Veranlassung zu Metaplasmen durch Vermischung beider Formen, indem namentlich der Genitiv und Infinitiv des Plurals nach der ersten Declination gebildet wird, wenn auch von demselben Worte ein entsprechender einsylbiger Nominativ nicht gebraucht wird, sondern der gewöhnliche zweisylbige, von welchem jener Casus anders lauten müßte, z. B. wargade, kindude oder kindade, kaldade, warbude oder warbade, lambade wie von warg, kind, kald, warb, lamb, anstatt warasto, kinnaste, kallaste, warwaste, lammaste, und wargu, kindu, kaldu, warbu, lambu anstatt wargaid, kindaid, kaldaid, warbaid, lambaid von waras (Dieb), kinnas (Handschuh), kallas (Ufer), warwas (Beße), lammas (Schaf), wie die Nominative wirklich lauten. Auch zweisylbige Nomina der ersten Declination werden ohne Mutation gebraucht, besonders wenn die Tenuation das B oder G treffen sollte, z. B. von saba (Schweif), löbi (Krankheit), lugu (Lied) die Genitive saba, löbe, lugu, statt sawa, löwe, lou. — Verba der zweiten Conjugation, wo der Infinitiv tenuirt wird, tenuiren eigentlich regelmäßig auch das Particp der Vergangenheit, die Imperativpersonen (außer der zweiten des Singulars) und das Passiv, z. B. von wiskama (werfen) wizata, wizanud, wizake (wizaku), wizatud (wizatakse, wizati). Im Südwesten fehlt diese Tenuation in verschiedenen Abstufungen, und zwar desto mehr, je weiter nach Westen, jedoch auch mit manchen eigenstinnigen Sprüngen und mancher Ungleichheit in den einzelnen Verben. Wo sie vollständig fehlt, da fällt diese Conjugation natürlich ganz mit der ersten zusammen, und man conjugirt wiskama wie laimama, also wiskada, wiskand, wiskage (wiskagu), wiskatud (wiskatakse, wiskati); am leichtesten wird die Tenuation aufgegeben im Particp (wiskand), dann im Infinitiv (wiskada) und Imperativ (wiskage, wiskagu), am längsten beibehalten im Passiv. In der dritten Conjugation, wo die Tenuation nicht den Infinitiv, sondern den Imperativ (in der zweiten Singularperson) und damit das Präsens trifft, wird sie meist

beibehalten bis auf die dritte Pluralperson, welche hier gegen alle übrigen Personen des Präsens eben so absticht, wie oben der Inessiv gegen die übrigen Suffixasus, z. B. von pūhkima (wissen) wohl pūhin, pūhid, pūhime, pūhite, aber pūhkiwad statt pūhiwad; eben so von uskuma (glauben), rākima (sprechen), suhdima (treiben), löpima (werfen) u. d. gl. uskuwad (oder verfürzt uskwad), rukiwad, suhdiwad, löpiwad anstatt uzuwad, rägiwad, suhūiwad, löbiwad. Eben so geschieht es in den Verben mit zweisylbigem Stamme, z. B. laduwad, siduwad, lugewad, pidawad, tegewad, anstatt lauwad, seuwad, loewad, peawad, teewad. Wie in der Declination, so sind auch in den beiden genannten Conjugationen die Laute B und G besonders der Tenuation abgeneigt, so daß man z. B. julgeda, julgend, kargada, kargand, kaebada, kaeband, sāgin, sulgun, wūbin u. d. gl. spricht statt juleta, julend, karata, karand, kaewata, kaewand, sāen, sulun, wūwin, auch da, wo man an anderen Verben diese Theile der Conjugation regelmässig tenuirt. — Die syncopirte Conjugation, ohne Bindevocal im Infinitiv, wie tahtma (wollen), andma (geben), kīma (loben), pūdma (streben), welche das Präsens tenuiren, thun dieß zwar auch im Südwesten, aber wieder mit alleiniger Ausnahme der dritten Pluralperson, wie in der dritten Conjugation, also tahau, tahad, tahab, tahame, tahale, aber tahtwad statt tahawad, eben so andwad, kīwad, pūdwad statt annawad, kidawad, pūawad. Einen Schein von Berechtigung erlangt die Inconsequenz des südwestlichen Dialekts an dieser Stelle dadurch, daß nicht allein die verwandten Stämme, sondern auch die noch näher verwandten Berrochsten die dritte Pluralperson eben so bilden; allein bei diesen Letzteren liegt die Sache, wenn man sie näher betrachtet, doch etwas anders. Die Pluralperson folgt hier der Analogie der Singularperson, welche ebenfalls immer in ihrer Verkürzung die Personalendung entbehrt und die starke Form annimmt, bei den Berrochsten aber fehlt diese Analogie, die dritte Singularperson wird ohne Ausnahme mit der Personalendung gebildet, und den anderen Personen gleich tenuirt. Die starke Form scheint hier nur in Folge des auch sonst im Südwesten so beliebten Verkürzens der Wörter entstanden zu sein, von welchem auch schon bei der Declination die Rede war. Mit der consonantisch anlautenden Endung wad wird aus den verkürzten ann'wad, tah'wad, kid'wad, leicht andwad, tahtwad, kīwad, so wie in der

Declination aus kannle, panna, künna ebenfalls kandle, pandla, kündra geworden ist. Derselben Neigung zur Syncope entspringen im Südwesten eine Menge Metaplasmen, indem man von Verben der dritten, seltener auch der zweiten Conjugation Formen bildet nach Analogie der sechsten (syncopirten), obgleich der Infinitiv selbst immer nur mit dem Bindevocal gebraucht wird, z. B. von istuda (sitzen) istwad, istain, istja, istwine, von ristida (taufen) ristwad, rist-sin, ristja, ristwine, von pölata (oder pölgada verschmähen), pölg-tud, pölgja, pölgwine u. d. gl. Auch diese syncopirten Formen sind im Südwesten nicht überall gleichmäßig gebräuchlich, sondern — wie die starken statt der schwachen — in Abstufungen, häufig auch neben den vollständigen im Gebrauch, und bei Schriftstellern kann man bisweilen auf derselben Seite, in der Bibel in demselben Verse von demselben Worte die vollständige und die syncopirte Form finden. Dief veranlaßt fast zu glauben, daß die syncopirte, ungeachtet der anscheinenden Analogie mit dem Berrochstinischen, wo solche Verba wirklich zur sechsten Conjugation gehören, nur aus nachlässiger Aussprache entstanden ist, und sie scheinen, außer etwa mit besonderer Absicht gebraucht, in eine allgemeine Schriftsprache eben so wenig hinzugehören wie die ähnlichen ö, ä, wa, sä statt ou, ära, wana, sama.

Noch hat die südwestliche Sprache außer diesen durchgreifenden noch viel einzelne Eigenthümlichkeiten, auf welche alle sprechlich einzugehen hier weder Raum noch Bedürfnis ist. Ich beschränke mich auf die Erwähnung von einem Paar derselben. Im Infinitiv des Plurals, dem Casus von der schwierigsten Bildung überhaupt, und bei welchem eigentlich nur das Berrochstinische mit lobenswerther Consequenz verfährt, während im Revalchstinischen auch im Nordosten allerlei nicht nach gleichem Princip gebildete Formen durch einander laufen, — im Infinitiv des Plurals liebt der Südwesten ein u zu setzen statt i, wie kāsūa, sūsūa (st. küzi, süzi), teiza, naeza (st. teizi, naezi), öiza, köiza, ūiza, kōr'sa, par'sa (st. öizi, köizi, nīzi, kōr'si, par'si), sār'a, sēna (st. sāri, sēul), tähta, lehta, sāska (st. tähti, lehti, sāsiki), oder es wird statt der Flexivform eine Suffigioform gebraucht, wie kēlesid, sāresid, jōnesid, kir'jasid, sōnasid, sir'pisid, kohtasid, kappasid (oder kēlesi, sāresi u. s. w.) statt kēli, sāri, jōni, kir'ju, sōau, sir'pa, kohte, kappu. Die letztgenannte Bildung

nimmt im äußersten Westen und zum Theil auf den Inseln — wie es scheint da, wo eine früher schwedische Bevölkerung die estnische Sprache angenommen hat — so Ueberhand, daß in der ersten Declination die Suffigibform durchaus vorherrschend ist. Im Süden, wo der südwestliche Dialect sich dem Dörptestnischen nähert, und auch auf den Inseln findet dafür wieder das Umgekehrte Statt. Einsylbige Wörter mit *a* im Genitiv bilden den Infinitiv der Mehrzahl auf *a*, wie im Werroestnischen, wie *tempa*, *käska*, *päida*, *linda*, *rohta*, *nõua* für *tempusid*, *käskusid*, *päidusid*, *lindusid*, *rohtusid*, *nõuusid*, wie sie im Nordosten heißen. In demselben Casus der fünften Declination wird der Diphthong *ai* in *a* verfürzt oder auf werroestnische Weise in *i*, z. B. *lambid*, *säpid*, *hambid* oder *lambud*, *säpud*, *hambud* statt *lambaid*, *säpaid*, *hambaid*. — Den Infinitiv des Singulars bilden dreisylbige Wörter auf *as* häufig mit *st* statt *t*, wie *kuniägst*, *wazikast*, *elajast* st. *kuniägat*, *wazikat*, *elajat*, was sich schon dadurch als unstatthaft erweist, daß der von diesem Casus gebildete Genitiv des Plurals das *s* nicht hat, *kuniägate*, *wazikate*, *elajate*, wie anderswo; umgekehrt werden wieder zweisylbige auf *as*, *us*, *is* mit *t* gebildet st. *st*, wie *laekat*, *äigut*, *terwit* st. *laekast*, *äigust*, *terwist*. Von zweisylbigen Wörtern der ersten Declination lautet derselbe Casus nicht nur dem Genitiv gleich, sondern er hat auch das *t* der fünften, wie *izat*, *emat*, *seda samat*, *wagat*, *Jarit*, *kärut*, *igat wizi*, *ninat pidi* &c. — In den Gegenden, wo früher schwedisch gesprochen wurde, hört man *ei* statt *ai*, vielleicht weil dieser letzte Diphthong, den auch das Finnische nicht hat, den Fremden, als sie die estnische Sprache annahmen, nicht mundgerecht war; hier ist also wohl auch das Vaterland des aus der Schriftsprache unverfügbaren *keik* (all) statt *käik*, vielleicht auch *teins* st. *täins*, was durch das finnische *toinen* besser begründet erscheint.

Wenn nun das Revalestnische überall mit den hier angegebenen Inconsequenzen und Unregelmäßigkeiten gesprochen würde, so versteht es sich von selbst, daß man kein Recht hätte, mit der theoretischen Schere darüber herzukommen und sich für den Schriftgebrauch willkürlich daraus eine consequente und regelmäßige Sprache herauszuschneiden; wenn aber schon in dem Volke selbst irgend wo eine solche lebt, so hindert wohl nichts, diese zum Ausgangspunkt für die Schriftsprache zu nehmen und an die Stelle der bisher vorwaltenden und

in der Kirchensprache allein herrschenden aus dem Südwesten stammenden zu setzen. Sie findet sich allerdings in der nordöstlichen Gruppe schon vor, doch müssen aus den drei Hauptformen dieser zunächst zwei ausgeschieden werden wegen ihrer Vermischung mit Fremdbartigem. Dieß sind im äußersten Nordosten der alientatischen Dialekt und südlich von diesem am Peipus hin bis zum Dörptehsnischen der südöstliche Dialekt. Spuren des letzten sind in neuester Zeit mehrfach auch in Schriften erschienen, nämlich in den von Jacobsohn, Lehrer in St. Petersburg, herausgegebenen. Obgleich er die Sprache Estlands wohl kennt — er stammt, wenn ich nicht irre, aus dem Kirchspiele Lorma in Livland — und nicht ganz so mit allen Besonderheiten schreibt, wie das Volk in dem dörptischen Sprengel spricht, und obgleich er mit der Ahrensschen Grammatik wohl vertraut ist, so werden doch den Lesern seiner Schriften manche fremdartige Dinge aufgefallen sein. Dahin gehören erstlich die dem Dialekt eigenthümlichen Wörter. Solche wird freilich auch jeder andere Dialekt haben, man mag zur Schriftsprache nehmen, welchen man wolle, allein die Idiotismen des südöstlichen sind zahlreicher und haben im Bezirk des Revalehsnischen eine geringere Verbreitung, weil sie größtentheils aus dem Dörptehsnischen stammen. Bei Wortformen sind eigenthümlich die diphthongischen Dehnungen in den Endungen, besonders in den Sylben mit dem Rebenton, z. B. lömakeizi, waenlaizi, eksitaizi, möistatuizi, pikameizi (statt lömakezi, waenlaizi, eksituizi, möistatuizi, pikamuzi), hobuseid, patuseid (statt hobusid, patasid); ferner die Endung si statt sid im Infinitiv des Plurals nicht bloß nach betonten, sondern auch nach unbetonten Sylben, wie ristasi, päldusi st. ristasiid (für ristui), päldusiid. Dem Dörptehsnischen angemessen, aber dem Revalehsnischen sonst fremd ist die Firmirung des Infinitivs einsylbiger Wörter gegen den Nominativ, nicht bloß gegen einen tenuirten Genitiv, wie sonst (wald, walla, walda), z. B. adr (Pflug) Gen. adra, Infln. atra, Plur. atrasi; zum Theil ebenfalls aus dem Dörptehsnischen stammend sind noch manche Idiotismen, welche man bei dem genannten Schriftsteller finden kann, wie kōa (lochen) statt kēda, wei (er brachte) st. wis, lödis (erschuf) st. löi, wäetit (den schwachen) st. wäetimat, wennalsed (Gebrüder) st. wennaksed, küle (Gen. von külg, Seite) st. källe oder külje, ei miskika panema (verachten) st. ei mikaki p. u. a. Ein vollständiges Bild des südöstlichen Dialekts findet man in den Schriften

des Herrn Jacobsohn natürlich nicht, eben so wenig wie in den estnischen Zeitungen ein solches von dem südwestlichen, obgleich beide Redacteurs von dort herkommen. Wie nämlich diese bis auf einzelne Provincialismen im Ganzen der Kirchensprache folgen, so Herr Jacobsohn der von Ahrens behandelten Sprachform, und die Provincialismen sind nur hier und da mit untergelaufen entweder aus Unachtsamkeit oder weil er Einzelnes wirklich vorziehen mag. Sonst ließe sich noch manches Eigenthümliche aus dem Südosten auführen, ich begnüge mich, nur noch die flechtigte Regalation und das eingeschobene finnische *d* zu nennen in der dritten Declination, wie *wede*, *süde*, *mede*, Genitiv von *wezi* (Wasser), *süzi* (Kohle), *mezi* (Honig), und darnach auch *siden* oder *sides*, *sidest* (st. *sees*, *seest* oder *sēs*, *söst* von *sizi*), *eden* oder *edes*, *edest* (st. *ees*, *eest* oder *ēs*, *öst* von *ezi*).

Im allentatschen Dialect zeigt sich ein sehr starker Einfluß des bei der Narowa angränzenden Finnischen theils in Wörtern, die anderswo nirgends von den Esten gebraucht werden — wie *kukk*, *kukistama* (Blüthe, blühen) — theils in der Aussprache *e* oder *o* statt des dem Finnischen ebenfalls fehlenden *ö* — wie *ehta* (Abend), *peld* (Feld), *wéras* (fremd), *teist kerdä* (zum andern Mal), *odo* (Schwester), *korw* (Ohr), *toistma* (heben) — und *au*, *eu*, st. *ae*, *ö* — wie *naul* (Nagel), *paul* (Band), *kaul* (Salz), *neul* (Nabel), *seul* (Sieb). Außerdem giebt es da noch manche eigenthümliche Wortformen, wie *andan*, *andama*, *andand* (st. *annau*, *andma*, *annud*), *ment*, *menen* (st. *känuud*, *lähnen*), die regelmäßig gebildete dritte Pluralperson *onwad* (sie sind) st. *on*, der auch in den alten Volksliedern vorkommende Plativ *koduje* (nach Hause), *metsäje* (in den Wald), *magamsäje* (schlafen), und die Infinitive *izada*, *emada* (st. *iza*, *ema*), wie im Finnischen ist ferner die Unterscheidung des Auslautes *o* von *u*, das Fehlen der Moulltrung, die Ableitungsbendung *laine* st. *lane*, ein Theil der Vocalformen und Anderes. Manche Eigenthümlichkeiten, namentlich Finnismen, gehen auch noch weiter westlich über das eigentliche Allentatsen hinaus am Finnischen Meerbusen hin.

Zwischen dem letztgenannten Küstenstriche nun, dem Südwesten, Südosten und äußersten Nordosten liegt ein District, dessen Sprache, von allen den angegebenen Districtsidiotismen fast frei, die reinste, regelmässigste und consequenteste Form des Nevalchstnischen darbietet,

er umfaßt Bierland und Ostharrien (zum Theil mit Ausnahme des Strandes) und einen Theil von Jervem. Es ist dieß zugleich dasjenige Esthnisch, welches allein auf eine angemessene Weise behandelt ist durch Ahrens, und wenn ich auch, nach dem früher Gesagten, nicht so weit gehen kann, alles von dieser Sprachform Abweichende mit Ahrens für falsch oder für nicht vorhanden zu erklären, so kann ich doch nicht umhin diese allein als für die Grundlage zu einer allgemeinen Schriftsprache geeignet zu empfehlen, auch schon darum, weil sie, wie bei den Südesthien das Werrochsthnische, durch ihre Beschaffenheit wohl allein einer gründlichen grammatischen Behandlung fähig ist. Das Regelmäßige kann leicht in ein System gebracht werden, das Unregelmäßige nicht so. Eine Grammatik der südwestlichen Dialektgruppe als Gesamtheit, oder der von dort ausgegangenen jetzigen Kirchensprache ist wegen der großen Formenmischung nicht wohl auszuführen, wollte man sich aber, um etwas Ungemischtes zu haben, auf die Sprache eines kleinen Bezirkes beschränken, so würde die eben so eine locale und von der gangbaren Literatur abweichende sein, wie die von mir empfohlene, ohne zugleich deren innere Vorzüge zu besitzen. Dieser letzte hat freilich auch einige Schattirungen und ist nicht überall absolut gleich, allein das hindert nicht, ihn der Schriftsprache zu Grunde zu legen, es genügt schon, wenn man dazu den relativ besten nimmt, denn die Schriftsprache ist ja eben auch nicht dazu bestimmt, bei dem einen Localdialekt stehen zu bleiben und immer nur diesen zu präsentiren, sondern es kommt nur darauf an, ein so zu sagen Hochesthnisch zu schaffen, das nicht bloßes Phantastebild des Grammatikers sei, sondern wirklich irgend wo im Volke wurzelt.

Hat man sich darüber geeinigt, nur eine Sprachform in Schriften zu gebrauchen, am besten die eben empfohlene, so muß sie auch allen Esthen bekannt und geläufig werden. Dieß kann selbstverständlich nur in einer späteren Generation geschehen, denn was Hänschen nicht schon in der Schule gelernt hat, das werden höchstens nur einzelne Hanse in ihren alten Tagen zu lernen Lust haben. Man frage nur unseren „Pökti-meis“, der bei allen Esthen umherwandert, ob er fortan in einer neuen Uniform erscheinen möchte, er wird wahrscheinlich den Kopf schütteln zu dieser Zumuthung, und die Sache seinem Nachfolger überlassen. Bei der Jugend muß der Anfang gemacht werden. Dieser Umweg schiebt zwar das Ziel noch weit hinaus, aber wenn es der einzige Weg ist, der zum Ziele führt,

so muß er dennoch betreten werden. Es ist schon von manchen Seiten durch verständige Ehsten als ein Bedürfnis erkannt und ausgesprochen worden, daß in den Schulen auch die Muttersprache gelehrt werde, dies kann aber vernünftiger Weise nur die hochestnische Schriftsprache sein, denn was könnte es helfen, wenn der Junge in seinem Localdialekt unterrichtet wird, den er schon mit der Muttermilch gelernt hat und eben so gut versteht wie sein Schulmeister, oder gar noch besser, wenn dieser vielleicht anderswoher gekommen ist? — Wird eine einzige und überall dieselbe Sprachform zum Unterrichtsgegenstand gewählt, so sind natürlich auch die Lehrbücher dazu leichter zu beschaffen. Bei jener Forderung des Ehstnischen als Lehrgegenstandes ist also die Einheit des Ehstnischen, wenn auch nicht ausdrücklich ausgesprochen, doch nothwendig mit inbegriffen. Aber dabei kann man nicht stehen bleiben. Es ist nicht genug, daß die Jungen das Hochestnische als eine fremde Sprache erlernen, wie etwa in Gymnasien das Lateinische und Griechische, sondern es muß ihnen ganz vertraut und geläufig werden, so daß sie es mit Leichtigkeit mündlich und schriftlich gebrauchen können; dazu ist aber nöthig, daß diese ehstnische Schriftsprache nicht bloß Lehrgegenstand, sondern überhaupt Schulsprache wird, und dazu wieder, daß alle Schulmeister sie sich vollkommen zu eigen gemacht haben. Dann erst kann das Hochestnische auch allgemeine Conversationsprache aller gebildeten Ehsten werden, und Fremde, welche ehstnisch lernen, werden von selbst darauf geführt werden, es in dieser allgemein gültigen Form zu erlernen, ehstnische Schul-, Kirchen- und Gerichtssprache wird überall dieselbe sein, mag auch im häuslichen Kreise Jeder bei seinem Dialekt bleiben. Dann erst wird es möglich sein, ein deutsch-ehstnisches Wörterbuch auszuarbeiten.

Ein bekanntes Sprichwort verbietet zwar sich um ungelegte Eier zu kümmern, und ein solches ist allerdings die allgemeine ehstnische Schriftsprache zur Zeit noch, sie befindet sich noch nicht einmal in der zweiten Lebensphase der Concentrirung auf einen Dialekt, geschweige denn in der dritten, der Ablösung auch von diesem Dialekt und des selbständigen Lebens und Ausbildens; aber da hier einmal von diesem Gegenstande die Rede ist, so möchte ich mir zum Schluß auch über diese letzte Lebensperiode der Schriftsprache durch Anticipation noch einige Bemerkungen erlauben oder Rathschläge, wenn ich so sagen darf.

Sollte die Schriftsprache, wie ich voraussetze, aus dem ostbairisch-wielerländischen Dialekte hervorgehen, so hat sie unzweifelhaft das Recht, auch aus den anderen Dialekten sich zu ergänzen, zu bereichern und zu vervollkommen, nicht nur durch Aneignung betreffender Ausdrücke und glücklicher, dem Geiste der Sprache angemessener Wortbildungen, die dort schon vorhanden sind, ihr selbst aber noch fehlen, sondern auch durch Umgestaltung mancher die Symmetrie und Consequenz beeinträchtigenden Formen und durch Vertauschung derselben gegen geeignetere, welche anderswo im Volke lebendig sind. Indem die Sprache auf diese Weise bereichert, geistigt und verschönt wird, verliert sie nichts von dem genuin ehnischen Charakter. Das Erste, die Aufnahme von passenden Wörtern aus anderen Dialekten, ist besonders denen zu empfehlen, welche über Gegenstände schreiben, über die bisher noch gar nicht oder doch nicht in so eingehender Weise geschrieben worden ist, daß sich schon eine vollständige gebräuchliche Nomenclatur dafür fertig fände, und welche daher zum Ausdruck mancher Begriffe neue Wörter schaffen müssen. Es stehen ihnen dann nur zwei Wege offen, die auch schon oft genug betreten sind, man kann nämlich entweder die Sprache aus der Sprache selbst bereichern, indem man aus dem vorhandenen eigenen Stoffe durch Ableitung und Zusammensetzungen neue Wörter bildet oder noch nicht überall bekannte, locale Ausdrücke aus Licht der Oeffentlichkeit heranzieht, oder aber Lehnwörter aus fremden Sprachen gebraucht. Das Letzte erscheint unnütz und verwerflich, wenn in der Muttersprache schon irgend ein brauchbares Wort existirt. Mag es immerhin den Ehnern anderer Gegenden Anfangs unverständlich sein und einer Erklärung eben so wohl bedürfen, wie das Fremdwort, so verdient es doch als echt ehnisches vor dem fremden, das noch erst ehnisch werden soll, den Vorzug, und es wird gewiß auch dem lernenden Ehnern sich leichter und besser einprägen als das Wort einer ganz fremden Sprache, und schneller ein allgemein verständliches Eigenthum der Schriftsprache werden. Beim Schaffen neuer Wörter durch Ableitungen aus ehnischen Wurzeln ist die Berücksichtigung und beziehungsweise Benutzung der Dialekte eben so zu empfehlen. In Bildungreichthum und Bildungsgewandtheit sind die Dialekte einander nicht gleich, und es kann leicht sein, daß das, was man in dem einen Dialekt an Bildungs- und Ableitungsformen vermißt, und wornach man umhertappt mit Gefahr fehl zu greifen, in einem anderen sich schon vorhanden und im Volksbewußtsein gegründet vorfindet.

Begeben wir uns von dem legalistischen auf das grammatische Gebiet, so will ich hier nur auf einige Punkte noch die Aufmerksamkeit lenken. 1) In der Flexion der zweifelhigen Wörter der ersten Declination findet große Ungleichheit Statt. Einige werden, wo Lenutation eintreten kann, immer und überall tenuirt (wie *siga*, *auga*, *madu*, *söda*, *taba*), andere, so viel ich bemerkt habe, nie (wie *hada*, *pigi*, *abi*), bei vielen ist der Gebrauch noch schwankend oder dialectisch verschieden (wie *lugu*, *sugu*, *wigu*, *rida*, *muda*, *raba*, *kiba*). Wünschenswerth wäre es, wenn die Schriftsprache in diesem Stücke nach größerer Consequenz trachtete, und wenigstens diejenigen Wörter der Analogie gemäß tenuirte, welche in der Sprache irgend wo in dieser Form lebendig sind, wozu namentlich das Südrussische ein bedeutendes Contingent stellen könnte, und wenn sie — freilich im Widerspruch mit dem finnischen und selbst mit dem altschlnischen Sprachgebrauch — nur in denjenigen Wörtern allenfalls die eingetretene Erstarrung als zu Rechte bestehend gelten ließe, wo alle Dialecte darin übereinstimmen. — 2) Ein zweiter Punkt wäre der Infinitiv des Plurals der ersten Declination, welcher, wie schon oben angedeutet wurde, gar sehr im Argen liegt. Bei dem von mir empfohlenen Dialecte steht es in dieser Beziehung allerdings sehr viel besser als im Südwesten, wo die Unrichtigkeit der Formen — auch im Schriftgebrauch — über alle Vorstellung geht, aber doch ist auch er noch von der wünschenswerthen Consequenz entfernt. Und doch würde es nicht schwer halten sie zu erlangen und diesen Casus durchgängig auf gleichmäßige Weise und der Größe der Sprache angemessen zu bilden, ohne doch nach einer selbst erdachten Theorie eigenmächtig zu verfahren, wenn die Schriftsprache hierin benutzte, was sich im merrochlnischen Dialect schon lebend vorfindet. Das Specielle über diesen Gegenstand findet sich schon in meiner Abhandlung über jenen Dialect, weshalb ich mich hier auf die bloße Andeutung beschränke. Uebrigens haben ja auch revalchlnische Dialecte, zum Theil wenigstens, schon einfache Formen im Infinitiv des Plurals, analog dem merrochlnischen, so daß die allgemeine Einführung solcher keine Mißverständnisse befürchten läßt und weniger Schwierigkeit haben dürfte, als es vielleicht zuerst scheint. — 3) In der Congruenz des Attributivs mit dem Substantiv herrscht Schwanken. Einige Adjective werden im Revalchlnischen immer dem Substantiv gleich flektirt, andere stehen zum Theil im Singular, ungeachtet das Substantiv im Plural steht, noch andere werden so wohl

in der Singular- wie in der Pluralform gebraucht, sogar Casus-
suffixe werden am Adjectiv weggelassen, ja die Participle der Ver-
gangenheit sind meistens ganz indeclinabel geworden. Im Finnischen
und eben so auch im Werroehfinischen wird die Congruenz überall
regelmäßig eingehalten, und es wäre zu wünschen, daß die Schrift-
sprache hierin der Analogie jener folgte, wodurch sie durchaus nicht
gegen den Geist der Sprache sündigen würde. — 4) Dasselbe wäre
auch wünschenswerth bei der Construction der Pronomina, wo es
eingedrungen ist, manche als Object nur in der unbestimmten Form zu
gebrauchen, z. B. ta kutsas mind enese jure (er rief mich zu sich)
fi. minn. In der Schriftsprache auch hierin das Regelmäßige her-
zustellen, würde um so leichter sein, da man allerdings auch von
diesen Pronomina bisweilen die bestimmte Objectivform hört, wenn
auch nicht mit so genauer Unterscheidung von der unbestimmten wie
beim Substantiv. — 5) In zusammengesetzten Substantiven könnte
genauer zwischen Nominativ und Genitiv des ersten Theiles unter-
schieden werden je nach seiner Beziehung und seinem Verhältniß zum
zweiten; auch hierin findet sich schon Besseres vor im Finnischen
und im Werroehfinischen. — 6) Der Diphthong *eu* wechselt so häufig
und sprungweise mit dem langen Vocal *ä*, daß es nicht eben sehr
auffallend sein würde, wenn man sich entschloße bei dem einen von
beiden zu bleiben, und dazu würde der einfache Vocal sich vielleicht
dadurch empfehlen, daß er eben so verbreitet und wahrscheinlich ur-
sprünglicher ist.

Daß die Ehesten so schnell, wie es in der Natur der Sache
liegt, zu einer allgemeinen Schriftsprache und den damit verbundenen
Vortheilen gelangen möchten, in diesem Wunsche stimmen gewiß Alle
überein, welche mit mir sich für das Wohl und den geistigen Fort-
schritt dieses Volkes interessieren, vielleicht nur möchte der von mir
angedeutete Weg zur Erlangung dieses Schatzes manchen Heißspornen
zu langweilig und langwierig erscheinen, die gern schneller und wo
möglich noch zu ihrer Lebenszeit das Ziel erreicht, rein wissenschaft-
liche ehnische Nationalliteratur und höhere Schulen mit ehnischer
Unterrichtssprache vor sich sähen. Allein auf geistigem Gebiete fehlen
eben zur Zeit noch die Eisenbahnen, mit denen man sich wie mit
einem Sprunge sogleich in medias res versetzen könnte, es muß dort
jedes Gebäude sein sicheres Fundament, es muß dort Alles seine
gehörige Ordnung und Reihenfolge haben, seine gehörige Zeit wahren

und Schreiben befähigt noch nicht zum Gehen. Zwischen dem ersten wissenschaftlichen Werke in deutscher Sprache und der Jetztzeit liegen Jahrhunderte angestrengter Arbeit und riesigen Fleißes von Tausenden, und diese Arbeit kann auch den Chhnen nicht erspart werden, wenn sie statt des in fremder Sprache fertig Liegenden lieber Eigeneß haben wollen. Aber sei ein Ziel auch noch so fern, wer es erreichen will, darf sich die Mühe nicht verdrücken lassen, vor allen Dingen den ersten Schritt zu thun auf dem Wege, der dahin führt. Ohne den ersten Schritt ist der letzte nicht möglich, und hier bietet schon der erste Schritt an sich so viel Vortheile!



Archäologische Späne.

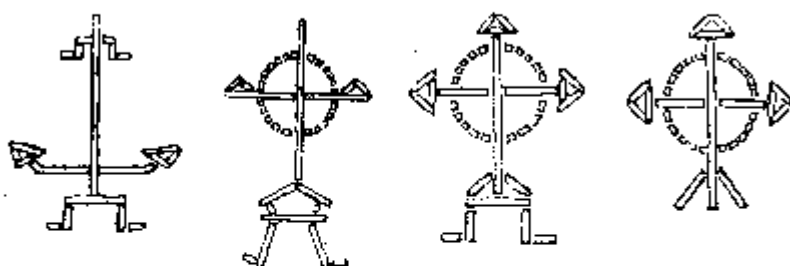
Von Herrn Professor A. Kottjarewsk.

1.

Die deutschen Hansmarken mitten in Rußland.

Im Jahre 1805 befand sich Graf Jegor Kantrin, der spätere Finanzminister, auf Befehl der Regierung in der Umgegend der alten Stadt (jetzt nur ein Dorf) Isborst — zwischen Pskow und Petschora. Einige Stunden der Muße benutzte er dazu, die Trümmer der alten Festung zu besichtigen, die — vermuthlich — im Jahre 1303 erbaut worden ist. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er ein charakteristisches Merkmal, worüber er selbst Folgendes berichtet: „Das Merkwürdigste an der Festung Isborst ist eine Art von Monogrammen oder Wappenschildern, die sich an der Mauer finden und unter Umständen über die Zeit ihrer Errichtung und die Namen ihrer Gründer Auskunft geben können. Sie sind aus kleinen, dünnen, aber festen Kaltplatten verfertigt, die circa 2 Zoll aus der Mauer hervorragen. Die Höhe der einzelnen Figuren beträgt circa $2\frac{1}{2}$ Arschin nach meinem Augenmaße. Die Arbeit selbst ist roh, dessenungeachtet aber sind die Figuren deutlich und haben sich sehr gut erhalten. Runde Kränze sind aus einzelnen Stücken der Kaltplatten gefertigt, die ein wenig von einander entfernt sind, während sonst die Platten näher an einander gedrückt sind. Außer diesen 4 Abbildungen findet sich sonst keine Spur davon“) [часть 29, книга 81, pag. 34 — 5].“

“) Отечественныя Записки [Vaterländische Vertraulichkeiten] 1827, Th. 20 Buch 81, pag. 34—5. Der Aufsatz ist nicht unterzeichnet, aber man weiß wohl, daß er dem Grafen Kantrin angehört.



Die Erklärung dieser Abbildungen überließ Graf Kantriu Kennern der nordischen Archäologie, mit der Bemerkung jedoch, daß sie einerseits eine gewisse Ähnlichkeit mit den Runen, andererseits mit Monogrammen der Künstler besäßen. Schwerlich sind zu seiner Zeit selbst Kenner der nordischen Archäologie im Stande gewesen, die Bedeutung dieser Figuren zu entziffern. Ebenso blieben sie unentziffert, als das statistische Comité sie neu in dem beigelegten Atlas zum ersten Bande der „Materialien zur Statistik Rußlands“ herausgab *). Dunkel bleibt die eigentliche Bedeutung dieser Zeichen bis jetzt, doch was sie sind und was sie bedeuten sollen, ist nicht mehr schwer zu entscheiden. Es sind sogenannte Steinmehzzeichen, Haus- oder Hofmarken, die durch ganz Deutschland, ja sogar in Böhmen **), Italien, Frankreich verbreitet sind. Ohne auf ihre Bedeutung, die ausgezeichnet von Homeyer und Michelsen ***), erörtert worden ist, mich näher einzulassen, will ich nur anführen, daß die Hausmarken ebensowohl auf beweglichem wie unbeweglichem — wie Gebäuden, Mauern etc. — Eigenthum sich vorfinden und entweder nur Eigenthumszeichen sind, oder persönliche Zeichen der Baummeister, Steinmehzen, Künstler etc. — Daß solche Zeichen in Deutschland verbreitet sind, unterliegt keinem Zweifel, auch ist es glaublich, daß ihre Spuren sich auch bei slavischen Völkern vorfinden [siehe meine Notiz in Древности. Труды московскаго археологическаго общества т. I, p. 242 ssq].

*) „Материалы для статистики России“, 1839. Die dort dargestellten Abbildungen weichen etwas von den unsrigen ab, doch unbedeutend.

**) Von böhmische Steinmehzzeichen anbetrifft, so siehe: Wocel: Pravek zeme české. Pr. 1868, p. 207 sq. und Ergis Mühlsteig: Jüdische Chronik von Böhmen, II, 1862, p. 41-4. Die Vermuthung, daß sie aus der Zeit der Moravianenherrenschaft herrühren, entbehrt jeder historischen Grundlage.

**) Homeyer in d. „Zeitschrift für deutsche Archäologie und Ethnologie“, 1853, I, p. 185 sq., auch in den „Grenzboten“ 1870, Nr. 25, p. 441-6; Michelsen: Die Hausmarke. Eine germanische Wohnabteilung. Jena, 1855.

Doch kann man daran zweifeln, daß sie sich bei den Slaven, zunächst den Russen, an Gebäuden und Mauern finden; wenigstens hat man dafür gar keine Beweise oder Andeutungen — und somit müssen wir die Steinmetzzeichen an den Mauern von Ißhorst vor der Hand für fremde — unslawische — ansehen. Woher aber stammen sie? Auf diese Frage kann man folgendes antworten: so viel wir wissen, waren die ältesten Baumeister in Rußland im XII. — XIII. Jahrhundert der Herkunft nach Deutsche.

Als nach den Zeugnissen des Chronisten Fürst Andrey Boguslawski beschlossen hatte, die Maria-Kathedrale zu erbauen, betief er Meister [мастеры] aus fremden Ländern [siehe Норм. Собр. пс. экон. t. 1, p. 105]. Ferner wundert sich der Chronist geradezu bei dem Bericht, daß der russische Bischof Johannes den Plan gefaßt hatte, die Gottes-Mutter-Kathedrale in Susdal zu renoviren, daß er keine Meister „отъ удучь“ dazu anwendet, sondern einheimische [ibidem pag. 173]. Noch später, im Jahre 1420, verstanden es die Pskowiter nicht, die Trinitatis-Kathedrale mit Bleiplatten zu bedecken und wandten sich zu diesem Zweck an die Deutschen in Dorpat, erhielten aber eine abschlägige Antwort. Endlich besuchten die Maria-Schutz- und Fürbitte-Kathedrale (Покровеніа собора) und die Dmistry-Kathedrale in Wladimir entschieden einen sogenannten romantischen, ja sogar deutsch-normannischen Styl; selbst das Wort zur Bezeichnung eines Künstlers: „мастер“, welches in der altrussischen Sprache ganz gewöhnlich war, ist — wie es mir wenigstens scheint — nicht aus dem Italienischen „maestro“, sondern aus dem Deutschen entlehnt, wenn es auch ursprünglich weder ein deutsches noch ein romantisches Wort ist.

Alles dies beweist zur Genüge, daß die Steinmetzzeichen an den Mauern von der Festung Ißhorst deutschen Baumeistern oder deutschen Arbeitern zugeschrieben werden können. Ist dies der Fall, so erwerben wir damit noch ein Körnchen zur Lösung der Frage über den Einfluß der Deutschen auf die Cultur des nördlichen Rußlands*).

*) Seitdem diese Mittheilung der russischen Gesellschaft vorgelegt wurde, erschien das umfassende Buch von Homyer: „Die Haus- und Hofmarken“. Berlin 1870, mit 44 Tafeln. Zu meinem Bedauern konnte ich nicht diese großartige Arbeit zu rechter Zeit benutzen; doch hoffe ich, daß auch in gegenwärtiger Gestalt meine Notiz nicht unwillkommen von dem Meister angenommen werden wird, dessen Erfindungsschrift [Historiae iuris pomeranicae capita quaedam, B. 1821] den Einfluß des deutschen Elements auf das slavische Wesen zu ergründen strebte.

2.

Zur Archäologie der Grenzzeichen.

Auf den Feldern des westlichen Rußlands, besonders an Fluß-
ufern, findet man häufig Steine mit verschiedenen eingemeißelten Zeich-
nungen. Solcher Art sind der berühmte Stein Rogvolod's und die
Düna-Steine *), ferner auch die Steine, deren Abbildungen mir durch
die Güte des sel. Grafen Konstantin Tyschliewicz aus Pobja-
schien zugesandt wurden und hier beigelegt werden:



Beim ersten Blick auf die Pobjaschischen Steine und den Stein
Rogvolod's erkennt man Darstellungen von Pferdehufen oder Huf-
eisen und eines Schwertes. Auf der von Röpken herausgegebenen
Abbildung des Steines von Rogvolod ist kein Pferdehuf zu sehen,
wohl aber ist er sichtbar auf der Zeichnung des Grafen Tyschliewicz,
die er mir persönlich mitgetheilt hat, und man hat — trotz ihrer
Mangelhaftigkeit — keinen Grund vorzusetzen, daß diese Abbil-
dung in der Wirklichkeit nicht existire.

Als ich diese räthselhaften Zeichen betrachtete, fiel mir ein, daß
ich mehrfach Gelegenheit gehabt, Darstellungen von Pferdehufen auf
Steinen auch auf den Denkmälern des deutschen Alterthums zu be-
merken und selbst auf einigen Steinen aus dem einheimischen Alter-
thum. Abbildungen solcher Steine, wie sie sich im nördlichen Deutsch-
land, namentlich in Holstein, finden, sind gegeben in dem Werke von
Petersen: Hufeisen und Huftrappen oder die Hufeisensteine in ihrer
mythologischen Bedeutung. Kiel 1865. Abbildungen von solchen Stei-
nen im Twer'schen Karellen sind von F. Glinka publicirt worden

*) Darüber hat Röpken eine besondere Abhandlung geschrieben in den *Mélanges russes*. T. II. 1855. S. 390 — 406.

in seiner bekannten Abhandlung: Ueber die Alterthümer im Twerischen Karelien. St. Petersburg 1836. О древностяхъ въ тверской губерніи. С. П. Б. 1836. Die Darstellung des Pferdehufes auf ihnen ist ganz deutlich und Köppen hat noch die Bemerkung hinzugefügt, daß er während seiner Reisen im Nowgorod'schen Gouvernement häufig von Pferdehufen auf Steinen gehört habe, namentlich erzählte man ihm, daß solche Steine in der Nähe der Grenzen des jetzigen Nowgorod'schen Gouvernements zu finden seien. „So hat man mich versichert“, schreibt er, „daß zwischen dem Wolchow und der Netwa, nach ONO von der Station Lobsna, circa 8 Werst von dem Gute Schapla (dito Potrowskoje), wo die alte Schwedengrenze war, in der Nähe des estn. Dorfes Bteloja, am linken Flußufer der Netwa gelegen, ein wilder Grenzstein sich befindet, auf dem ein Pferdehuf ausgehöhlet ist; es ist dies an der Grenze Ingermannlands, d. h. des jetzigen St. Peterseb. Goub. Ueber einen anderen ähnlichen Stein hörte ich auf meiner Reise von Nowgorod nach Moskau. Hier bezeugte man mir, daß hinter der Mischaga, auf der vierten Werst, unweit vom dritten Wiesten, ein großer Stein liege mit einem eingemeißelten Hufeisen, in einem Gau (угодье) der nach ihm der steinerne Landstrich (каменная поляна) oder der große Stein (большой камень) benannt wird. Doch fand ich da nur ein eingemeißeltes Kreuz auf der Seite nach Nowgorod hin. Bei der Befichtigung dieses Steines versicherten einige Bauern, daß circa 3 Werst von Mischaga, in der Mischaga'schen Wüstenei, Ischtschenij (Ишчену) genannt, in der Nähe des Flusses Letomla (von dem Volke Lischowo genannt) sich ein mittelgroßer Stein mit einer Unterschrift befinde; zwei oder drei Mann könnten ihn leicht aufheben; ringsum längs den Mändern laufe die Abbildung einer Schlange und dann eine feine Schrift.“ Obgleich einige dieser Nachrichten sich nicht bestätigt haben, so steht doch die Existenz solcher Denkmäler außer Zweifel, weil sie schon bekannt sind und vielleicht würde Köppen selbst solche gefunden haben, wenn er länger gesucht hätte. Mit Bezug darauf, daß solche Steine an den Grenzen der baltischen Provinzen und vielleicht auch in ihnen sich finden, stelle ich eine Vermuthung über deren Bedeutung auf. Zur Lösung der Frage werden wir umsonst zu den schriftlichen Denkmälern des Alterthums unsere Zuflucht nehmen; in ihnen finden wir keinen Schlüssel zur Lösung: nur die Volkstradition spricht von solchen Denkmälern, aber in ihnen liegt historische Wahrheit verborgen. Das Volk hat darüber seinen eigenen Begriff, der weit entfernt ist von der nackten Wirklichkeit:

das Volk verknüpft mit diesen Denkmälern und den auf ihnen dargestellten Zeichen seine ältesten mythischen Vorstellungen; wenn das Volk (in Deutschland) behauptet, daß das ausgemeißelte Hufeisen die Fußspur vom Pferde des nächtlichen Reiters Odin, Karls des Großen oder eines anderen Helden sei, wenn man in Rußland behauptet, es sei die Spur vom Pferde des Ilja Muromez, so wird es natürlich Niemandem in den Sinn kommen, hierin eine strenge historische Wahrheit zu sehen, wie wichtig solche Traditionen auch sonst, in anderer Beziehung, sein mögen. Man kann den Gedanken zulassen, daß das Volk seinen Glauben und seine mythischen Vorstellungen verewigte, indem es die sichtbaren Symbole derselben in Stein eingrub, doch werden wir alsdann nicht im Stande sein, uns den Beweggrund zu solcher Handlungsweise zu erklären, ebenso wenig den Weg zu erkennen, den das Volksbewußtsein verfolgte, indem es solche Darstellungen auf Steinen von verhältnißmäßig geringem Umfang eingrub. Das mit Bewußtsein und mit Absicht durch Menschenhand Verfertigte erlangt nie die übernatürliche Heiligung, mit der das Volk die in Frage stehenden Denkmäler zu umgeben gewohnt ist. Daher wird wol die Vermuthung richtiger sein, daß diese Zeichen einen anderen Zweck und einen anderen, in Vergessenheit gekommenen, Sinn hatten, und daß das Volk, geleitet durch das natürliche Verlangen, eine sichtbare, aber doch unbegreifbare Erscheinung zu erklären, auf solche Denkmäler seine ältesten naiven Phantasiegebilde eben nur übertrug: Vorstellungen von himmlischen Felsen — den Wolken — auf wirkliche Felsen in der Natur, den Fußtritt des Himmelspferdes — die Personification des Donners — auf die sichtbare auf dem Felsen ausgemeißelte Darstellung des Pferdehufes. — Aus diesem Grunde scheint es uns, daß eine mythologische Erklärung des Ursprungs und der Bedeutung solcher Zeichen nur zur Erklärung der Volkstradition über dieselben zulässig ist, durchaus aber nicht zur Erklärung der Zeichen selbst. In diesen Fehler verfiel der bekannte deutsche Gelehrte Peterfen, welcher nach einer sorgfältigen Sammlung der bekannten Volkstraditionen über auf Steinen ausgemeißelte Pferdehufe zu dem Resultat gelangte, daß sie sichtbare Symbole gewesen seien für den Sieg der himmlischen Gottheit über den finstern Gott und somit auch Symbole des befruchtenden Regens, des Himmelsquells. — S. die oben angeführte Schrift von Peterfen, pag. 11 sqq.

Das Zeichen des Hufeisens muß eine andere, reale Bedeutung haben. Zur Ermittlung derselben müssen wir zunächst bei der sym-

hollischen Bedeutung der Fußsohle stehen bleiben. Eine gewöhnliche Sitte des Alterthums, sagt Grimm — 142 — war die, daß der Sieger den Fuß auf den niedergestreckten Gegner setzte; in den Beziehungen des Souverains zum Vassallen, daß der erstere seinen rechten Fuß bei der Uebergabe des Lehns auf den Fuß des Vassallen stellte. Den Fuß auf den Erdboden setzend, nimmt das Individuum von ihm Besitz; daher rührt auch die römische Bezeichnung für den Besitz — *possessio* — her: *possessio appellata est a pedibus quasi positio, quia naturaliter tenetur ab eo qui ei insistit*. Der im Mittelalter gebräuchliche Ausdruck *pleno pede* bezeichnet nach der Erklärung von du Cange *jura pleno et certo*, volles Besitzrecht, Eigenthum. Damit ist auch der Vollglaube verknüpft, daß derjenige Theil junger Ehegatten das Regiment im Hause führen werde, der zuerst dem andern auf den Fuß tritt. — Somit ist denn der Fuß ein Rechtssymbol der Besitznahme, des Eigenthums, der Gewalt und man kann vermuthen, daß auch die Darstellung des Pferdehufes auf Steinen dieselbe Bedeutung habe, doch bedarf der Umstand einer näheren Erklärung, weshalb die Darstellung auf Stein gemacht ist und weshalb nicht der Fuß des Menschen, sondern der des Pferdes dargestellt wird. Hier steigt der Gedanke auf, daß Steine mit Aufschriften und Darstellungen Grenzsteine, Grenzmarken sind. Zwar bietet die Natur schon an und für sich eine Menge deutlicher Grenzscheiden, wie Wälder, Berge, Hügel, Sümpfe, Flüsse, aber das Bestreben, die Grenzlinien zweier Besitzthümer genauer zu bezeichnen, nöthigte auch zu anderen, theils natürlichen, theils künstlichen Merkzeichen seine Zuflucht zu nehmen, und da lag denn nichts näher als die über den Erdboden zerstreuten Steine und sogenannten erraticen Blöcke (*baryni*) zu diesem Zwecke zu verwenden. Beispiele dafür liefern in Masse die juristischen Acte des Mittelalters, sowol des deutschen, als auch des slavischen. Sie sind in hinreichender Anzahl gesammelt worden von J. Grimm in seiner Abhandlung „Deutsche Grenzalterthümer“ und ebenso in seinen „Rechtsalterthümern“, und ich halte es für unnöthig, solche anzuführen. Die Grenzsteine wurden gewöhnlich künstlich als solche bezeichnet durch eingemeißelte Zeichen, z. B. Kreuze, oder es wurden dazu solche Steine gewählt, die von der Natur selbst ein ausgeprägtes Zeichen an sich trugen. — Kehren wir jetzt wiederum zum Pferdehuf zurück. Die Grenzmarken können nicht das Product des reinen Zufalls oder der Laune sein; sie und die auf ihnen befindlichen Darstellungen stehen nothwendigertweise in Zusammenhang mit dem

Charakter eines Volkes, mit seinen Gebräuchen und seiner Lebensweise: die Grenzen des Hirten und des Jägers fallen zusammen mit den Grenzen der fetten Wiese, des buschigen Hügels und des Waldes; der Ackerbauer bezeichnet seine Grenze durch eine vermittelt des Pfluges gezogene Furche; ein kriegerischer Stamm, der sein Leben zu Pferde zubringt, mußte bei Besitznahme des Bodens die Grenze der eroberten und occupirten Landstrecke mit dem Merkmal des reitenden Kriegers bezeichnen und dazu diente das Zeichen eines Pferdehufes und des Schwertes (diese Zeichen bedeuteten, daß der Eroberer bis zur gegebenen Grenze das Land mit seinem Schwert und seinem Roß eingenommen); hier rastete sein Roß, hier ruhte sein Schwert; das Roß war das Symbol des reitenden Eroberers und seine Fußspur das Symbol der Besitznahme. In einem französischen juristischen Document vom Jahre 1185 lesen wir: „Von dort zum Rhein . . . ist auf der Höhe eines Felsens noch sichtbar eine Abbildung des Mondes, similitudo lunae“ — ohne Zweifel ein dem Hufeisen identisches Zeichen — „ausgemeißelt auf Befehl des Königs Dagobert, in seiner eigenen Anwesenheit, zur Bezeichnung der Grenzen Burgunds und Rhätiens.“ — Dafür, daß eine solche Auffassung im Alterthum auch wirklich existirt hat, kann ich einen philologischen Beweis liefern. Zur Bezeichnung einer ausgemessenen und begrenzten, in Besitz genommenen Landstrecke haben etliche deutsche Mundarten das Wort *huopa*, altsächsisch *höva*, mhd. *huobe* = Hufe. Sein Ursprung und seine ursprüngliche Bedeutung sind nach der Meinung von Grimm dunkel und viele Erklärungs-Versuche sind daran gescheitert. Den Sprachgelehrten folgend hat man keinen Grund, es nicht mit dem deutschen Wort *Huf* (vom Pferde) und dem slav. *копыто* in nahe Verwandtschaft zu setzen, d. h. *huob* ursprünglich Erde, Land, durch Pferdehufe erworbenes Eigenthum; slav. *копыто* ist verwandt mit *коп-ать* (graben), dem das deutsche *huobe*, *hufe*, *huf* entspricht und ferner, was besonders wichtig ist, litth. *kapėjus*, lett. *kapcis* ein aufgeworfenes Grenz-Merkmal. Auf diese Weise ist die Verbindung des Pferdehufes mit der Idee der Besitznahme, der Grenze, des Eigenthums auch aus der Sprache deutlich und zugleich dürfte dann die Vermuthung nicht anzunehmen erscheinen, daß das Zeichen des Pferdehufes auf Steinen, wie bei uns, so auch im nördlichen Europa die Bedeutung des Grenzzeichens hat, und zwar ist es das Grenzzeichen eines Landes, das von einem kriegerischen, reitenden Volkstamm in Besitz genommen ist. Dies wird noch dadurch bestätigt, daß auf ähn-

lichen Steinen, wie es aus den beigelegten Abbildungen ersichtlich ist, das Bild des Schwertes beigegeben wurde, das unter vielen anderen symbolischen Bedeutungen besonders auch als Symbol der Besitznahme gebraucht wurde; per spatham regno investire, regna per gladium recipiantur. Daß das Symbol und die Auffassung sich hierin sehr nahe berühren, ist augenscheinlich: das Eigenthum wird erworben durch die Hand des Kriegers mit dem Schwerte; das Zeichen des Schwertes auf dem Stein bezeichnet und beschützt die Grenze des erworbenen Eigenthums. Darstellungen von Pferdehufen finden sich sowohl bei den Deutschen wie bei Russen als Symbol zur Bezeichnung des Eigenthums auf verschiedenen Gegenständen, wie z. B. Beckern, Hausgeräth u. s. w. In der christlichen Welt wurde das Zeichen des Schwertes durch das des Kreuzes ersetzt, was um so leichter geschehen konnte, als das Schwert die Form des Kreuzes hatte, so daß man auf diesen Steinen schwer unterscheiden kann, wo ein Kreuz und wo ein Schwert dargestellt ist.

Alles oben Gesagte zu einem Gesamtergebnisse zusammenfassend, erlaube ich mir den Sinn der Abbildungen auf den Grenzsteinen folgendermaßen wiederzugeben: Hier ist die Grenze meines Landes, das ich mit meinem Roß und mit meinem Schwert mir errungen habe; zum Beweise dafür habe ich auf diesen Stein Zeichen gesetzt, das Schwert, das meine Hand führt, und den Huf meines Rosses.

3.

Das erste Zusammentreffen der Menschen mit Riesen.

Die Wissenschaft der vergleichenden Sagenkunde hat zur Zeit noch nicht die feste Grundlage, auf der bereits die vergleichende Sprachkunde und theilweise die Wissenschaft der vergleichenden Mythologie ruhen. In der Mehrzahl der Fälle ist es schwer zu sonderu: a) das Gleichartige, das bei Völkern verschiedener Abstammung urwüchsig in Folge gleichartiger materieller Bedingungen und gleichartiger natürlicher Geistesentwicklung sich herausgebildet, b) das Gleichartige, das bei Völkern indo-europäischer Abstammung in ihrer Urheimath sich entwickelt und von hier aus durch sie weiter verbreitet worden ist; endlich c) das Gleichartige, das von einem Volksstamme auf andere

Völker übergegangen ist, sei es nun auf dem Wege der mündlichen Tradition oder auch auf dem der Schrift. Ob nun eine in Frage stehende Sage das natürliche, nicht entlehnte Product des Culturlebens eines Volkes ist, dafür besitzt bis jetzt die Wissenschaft kein positives Kriterium, demzufolge sie sich entschieden aussprechen könnte: sie muß sich meistens auf die Wahrscheinlichkeit beschränken.

Ohne daher meine Ansichten für ganz feststehende auszugeben, nehme ich keinen Anstand, auf die Beleuchtung einer derartigen Sage einzugehen, indem ich überzeugt bin, daß das von mir gegebene Material in Zukunft zu einem richtigen Urtheil wird beitragen können.

Im XVI. Gesang [Vers 790 sq.] des Kreuzwald'schen Kalewipoeg wird zweifelsohne nach der wirklich existirenden Volksage erzählt, daß an einer öden Küste sechs von der Schiffsmannschaft gelandet sind, um das Innere zu erkunden, und im Schatten eines Gebüsches eingeschlafen. Die junge Tochter eines Riesen, welche für ihre Rüste Blätter brechen will, rafft die Männer in ihre Schürze und bringt sie ihrem Vater. Dieser prüft die gefundenen durch Räthsel und überzeugt sich so, daß sie wirkliche und verständige Menschen sind. Dem Wunsche der sechs Vertreten entsprechend, packt die Riesenjungfrau sie alle wieder in ihre Schürze und trägt sie ans Ufer zurück.

Auf die Verbreitung und hohe Bedeutung dieser Sage hat schon J. Grimm in seiner D. Myth. [p. 505 - 7] hingewiesen. er führt hier viele übereinstimmende deutsche Sagen an, deren Zahl, jezt leicht verdoppelt, ja verdreifacht werden könnte. Nach ihren Hauptmotiven ist ihr Inhalt der, daß die Tochter einer Riesin einst einen selbtpflügenden Bauern fand, ihn mit Pflug und Ochsen in ihre Schürze that und der Mutter hinbrachte, in der Meinung, es seien seltsame Thierchen oder Erdmänner. Die alte Riesin aber bezahl, Mann, Thiere und Pflug wieder an Ort und Stelle zurückzutragen. „Diese Erdmänner werden uns noch auffressen“ sagte sie. Bald darauf verließen beide die Gegend. Besonders wichtig ist für uns die von J. Grimm aus Gnanander's Mythologie mitgetheilte finnische Volksage: „eine Riesenjungfrau knahm in ihren Schoß Pferd, Pflüger und Pflug, trug sie ihrer Mutter hin und fragte: „was für ein Käfer mag das sein, Mutter, den ich da fand in der Erde wühlen?“ Die Mutter sprach: „thu's weg, mein Kind, wir müssen fort aus diesem Land, und sie werden hier wohnen!“ „Ich glaube“, fügt J. Grimm am Ende hinzu, „daß diese Uebersieferung

nach in vielen anderen Gegenden zu Haus ist.“ In der That diese merkwürdige Sage ist auch unter den slavischen Völkern sehr verbreitet: bei den Kascheben, einem Ueberrest der baltischen Slaven, wird erzählt, daß Stolym*) [— Niesen] vor den Menschen die Erde inne hatten. Einst ging ein Stolym über das Feld und sah ein ackerndes Würmlein, er steckte es in den Daumen seines Handschuhs, sammt Ochsen und Pflug, und brachte sie seiner Mutter. Sie aber hieß ihn dieselben an Ort und Stelle zurückbringen, weil sie, fügte sie hinzu, uns aus dieser Welt vertreiben werden. Dieselbe Sage findet sich — fast wörtlich übereinstimmend — in Groß-Polen**), endlich auch in Rußland; in der Nähe von Mosan' nämlich hält das Volk die Niesen für das älteste Menschengeschlecht; sie wohnten, so erzählt die Sage, jeder für sich auf einem abgesonderten Hügel, hatten nur ein einziges Weib, das je nach Bedürfniß von einem Hügel auf den andern hinüber geschleudert wurde. Einst fand ein Niese auf dem Felde einen pflügenden Bauern, er hob ihn auf und war eben im Begriff ihn in der Hand zu zerdrücken, als die Mutter ihn davon abhielt mit den Worten, es seien neue Menschen, vor denen sie zurückweichen müßten***). Die kleinrussischen Sagen erzählen auch von den Weletni = Niesen [die etymologische Bedeutung des Wortes ist dunkel], die vor den Menschen auf Erden wohnten, sie nahmen pflügende Menschen und brachten sie nach Hause, in der Meinung, es seien Erdwürmer oder Mäuse; auch ihnen erklärt die Mutter, es seien neue Menschen, vor denen das steinalte Geschlecht der Niesen untergehen müsse†).

Wenn wir es nur mit estnischen, deutschen und slavischen Sagen zu thun hätten, so würden wir keinen Anstand nehmen, die estnische Sage für entlehnt zu erklären, denn ihr geht der hauptsächlichste Zug ab, daß nämlich jene von der Niesenjungsrau aufgehobenen

*) Der Name Stolym = Niese ist wohl das verderbte alte Spolin, Ispolin = gigas; nach Schuchardt war es ursprünglich ein Volkname: Spalei, Spali [bei Plinius und Jornandes], der mit der Zeit bei den Slaven zu einem Gattungsnamen herunterfiel. Cf. Slowanské Starožitnosti. Ed. pr. p. 263 — 4. Die Sage selbst ist von Hliferling in „Očerata Časnos na nasozu bopery Bazarai“ krasn. Mory, S. 6 1862. p. 114 mitgetheilt.

**) Chociszewski. Powieści i podania ludowe. Chelm 1869, p. 3.

***) Барановичъ. Разсказы рыбецка. Сб. 1860, p. 532.

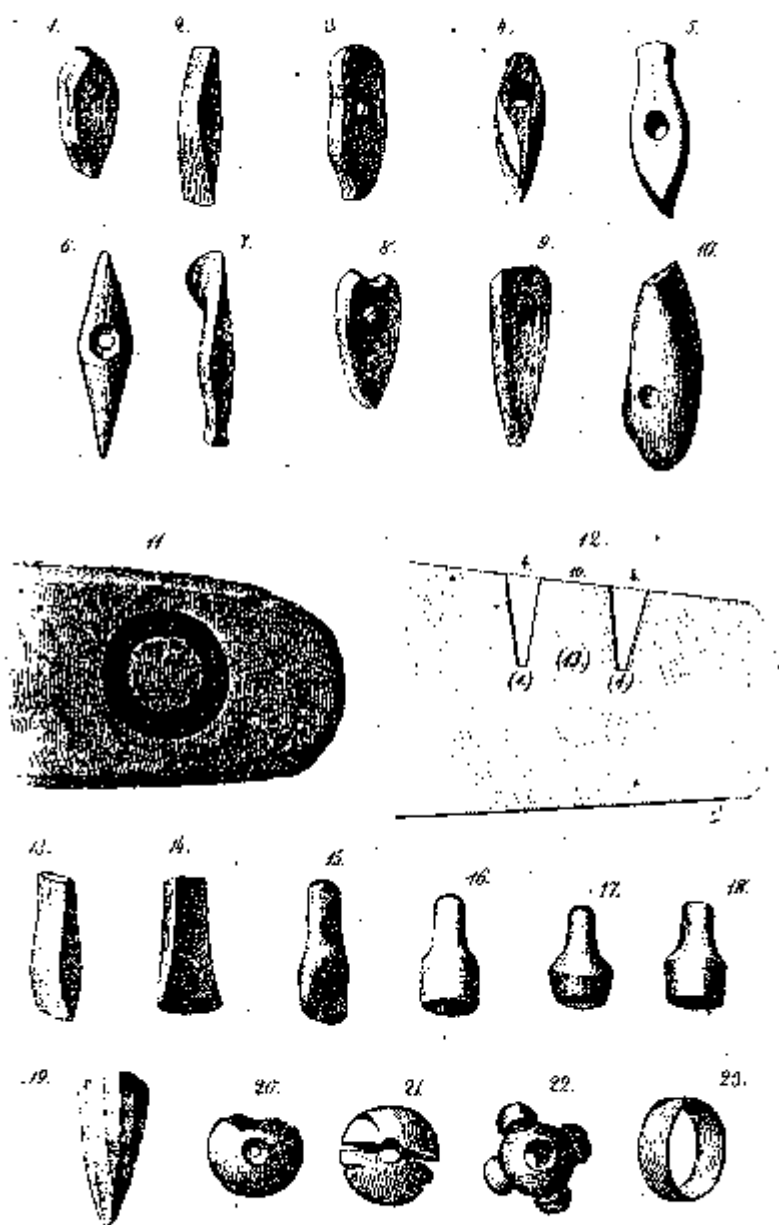
†) Handschriftliche Samml. der klein-russ. Lieder, Märchen und Sagen aus der Umgegend d. Zbracz u. Smotriacz [in melnem Besige]. Conf. Nowosielski: Lud Ukrainski. Wilno 1857, t. II, p. 13 — 14.

Menschen Ackerbauer waren; doch die von Ganander niedergeschriebene Sage der Finnen, eines den Esten nah verwandten Volksstammes, erwähnt ausdrücklich der pflügenden Menschen, daher erscheint die estnische Sage eher verwildert oder unvollständig wiedergegeben, als entlehnt. Ob sich diese Sage durch Entleihen verbreitet hat, oder ob sie ein selbständig herausgearbeitetes Product jedes einzelnen Volkes ist, möchte schwer zu entscheiden sein. Eins steht jedenfalls fest, daß diese Sage bei den in den nördlicheren Gegenden wohnenden Völkern entstanden ist, denn bei den in den südlicheren Gegenden lebenden Völkern hat man nicht einmal Spuren derselben gefunden. Die Sage ist nicht ohne Bedeutung, auch in mythologischer Beziehung: das Schleudern des Weils [= Hammerwurfs] deutet hin auf das Schleudern des Blüthes, aber noch viel wichtiger ist die cultur-historische Bedeutung dieser Sage. Und was für ein Moment im Leben der Völker drückt sie aus? Ich will es kurz andeuten.

Während der südliche Mensch zunächst das goldene Zeitalter, das Zeitalter des mühe- und sorgenfreien Lebens malt, in dem die Menschen — nach Hesiods Erzählung — wie Götter lebten und die ernährende Flur die Früchte ohne jedes Zutun von selbst erzeugte, sehen dem Menschen des rauhen Nordens all diese anziehenden Erinnerungen: sein goldnes Zeitalter ist Mühe und arbeitsvolle Zeit des Kampfes mit den übermächtigen Naturkräften, eines Kampfes, dem die schwachen Kräfte der gewöhnlichen Menschen nicht zu genügen scheinen. Zur Bezwingung der Natur läßt die Volkspantastie das mythische Riesengeschlecht vom Himmel zur Erde niederstetgen und macht sie zu den ersten Bewohnern der Erde. Doch auch sie sind dem Werk nicht gewachsen: im Besitze einer ungewöhnlichen physischen Kraft, verstehen sie es nicht, dieselbe wohl zu verwenden, sie kennen weder die Vortheile eines geselligen Zusammenlebens, noch den Ackerbau, diese wichtigste Bedingung der Civilisation, sie behelfen sich mit einem einzigen Weile. Daher müssen sie dem Menschengeschlecht weichen, daß, der Sage nach, gleich bei seinem ersten Auftreten schon nach dem Pfluge greift und mit seiner Hülfe sich das Land dienstbar zu machen strebt.

Die Alterthumswissenschaft erzählt uns, daß der Nordbewohner eine lange Epoche durchleben mußte, ehe er zum Ackerbauer wurde; aber nachdem er es endlich geworden, nachdem er einmal die Ueberzeugung gewonnen, daß es nicht Riesengeschlechtern, mit roher Kraft begabt, bestimmt sei, zu Herren der Erde sich aufzuschwingen, sondern kleinen ackerbautreibenden Menschen, befindet er sich im bleibenden Besitze einer sicheren Grundlage für eine weitere geistige Entwicklung und materiellen Wohlstand. Die vorliegende Sage giebt in scharfen Zügen diesem historischen Volksbewußtsein Ausdruck.

H. Kottjarewski.



Est.
A-1625

Inhaltsverzeichnis **Bd. 7** 8575

	Seite.
I. Zur Kenntniss der in Liv-, Est-, Kurland und einigen Nachbargeregenden aufgefundenen Steinwerkzeuge heidnischer Vorzeit. Von Prof. G. Grewingf	1
II. Esthnische Dialekte und esthnische Schriftsprache. Von Dr. Ferdinand Wiedemann in St. Petersburg.	51
III. Archäologische Späne. Von Prof. A. Kotljarewitsch	81